

Die Dresdener Galerie.

Die Dresdener Galerie.

Geschichten und Bilder.

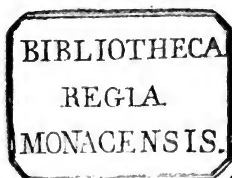
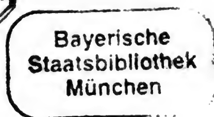
Von

A. von Sternberg.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1857.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Oft, wenn ich die Werke der großen Maler betrachtet habe, ist mir der Gedanke gekommen, ob es denn kein Mittel gebe, dem Verständniß, oder wenn ich so sagen soll, der Liebe des Beschauers ein herrliches Gemälde näher zu rücken, als es durch eine Beschreibung und Erklärung geschehen kann. Und um ein solches Mittel zu finden, habe ich in dem Leben der alten Maler gelesen, und es ist mir gelungen, zwischen diesem und den Bildern ein verknüpfendes Band zu entdecken. Es hat sich irgendeine Geschichte zugetragen, ein Ereigniß trat ins Leben, wichtige Vorfälle machten sich in Nähe oder Ferne geltend, bei denen der Maler betheiligt war. Die Umstände zwangen ihn, den freien Sohn der Kunst, bald für diese, bald für jene

Partei sich zu entscheiden, bald in dieser Tragödie eine Rolle zu spielen, bald in jener Posse seine Kräfte mitwirken zu lassen. Ohne daß sie es selbst oft wußten, gingen die befreundeten oder befeindeten Elemente in ihre Werke über. So ist manches Erlebniß die Quelle eines trefflichen Bildes geworden, das nicht nach diesem Erlebniß genannt wird, sondern einen fremden Namen führt. Hier hinter dem Vorhang zu lauschen, ist gar ergötzlich. Und wenn wir die wahren Personen des Dramas erfahren haben, die unter der prunkenden Maske der Götter und Göttinnen des Alterthums, oder der Madonnen und Propheten vor uns stehen, dann beschäftigen wir uns ganz anders und lebhafter mit dem Bilde. Wir sehen den Maler vor uns wie er haßt und liebt, wie er verzweifelt und wie er lächelt, und jene schöne Wärme geht in unsern Herzen auf, die erfoderlich ist, um ein Werk der Kunst, das immer auch zugleich — wenn es sich um die echte Kunst handelt — ein Werk des liebenden, des gebeugten oder des triumphirenden Menschenherzens ist, zu würdigen und

zu verstehen. Wer ein Bild ansieht, und man sagt ihm die Schule, aus der es stammt, man sagt ihm die Jahreszahl, in der es muthmaßlich entstanden, und endlich zählt man ihm die Vorzüge vor, die der Meister zu Tage förderte in Colorit, Gruppirung, Zeichnung, — so hat man zum äußern Verständniß genug gethan, und die meisten Kenner und die meisten Beschauer von Bildern begnügen sich auch damit, weil es sie im Grunde genommen wenig anficht, in das innere Heiligthum der schaffenden Künstlerseele einen Blick zu thun; Namen, Merkmale und Zeichen genügen ihnen vollauf. Anders jedoch ist's mit Denen, die etwas von den alten Malern, die nicht immer alte Maler waren, wissen wollen, um sich für ihre Schöpfungen bleibend zu interessiren. Ihnen gilt oft ein hingeworfenes Wort, eine kleine flüchtige Nachricht, eine wenig beglaubigte Anekdote mehr als der vollständigste gelehrte Apparat. Sie wissen dann, an welchem Zipfel sie ihren Gegenstand zu fassen haben. Sie können den Mann gleichsam in Nacht und Dunkel, unter dem Gewirre von tausend Andern,

unter dem Geschrei und Gelärm des Marktes wiederfinden, denn sie haben ihm ins Auge geschaut, er ist ihnen bekannt und lieb geworden.

Wer den Weg kennt, den die künstlerische Thätigkeit nimmt, weiß, daß derselbe oft lang und beschwerlich ist. Auf diesem Wege finden sich tausend kleine Hindernisse, sowie eine große Menge Aufmunterungs- und Belebungsmittel. Unter welcher Form sich hindernde und fördernde Antriebe gestalten: das zu untersuchen, ist Sache des Psychologen. Die Biographie eines Künstlers leistet wenig, wenn sie nur die äußern Momente aufzählt, an denen sich, gleichsam auf Pfeilern, das Gewebe des Lebens hinzieht; sie muß auch über diese hinaus auf die kleinen Vertiefungen und Erhöhungen des Horizonts hinweisen und die Schlangenlinie manches kleinen Seitenpfades, der sich ins Gebüsch verliert, aufzudecken wissen.

Die nachstehende Sammlung verdankt dem Wunsche, dieser Anfoderung gerecht zu werden, ihre Entstehung. Wer die berühmte Galerie Dresdens sieht, kann leicht die einzelnen Bilder

herausfinden, bei denen es dem Schreiber dieser Zeilen vergönnt war, Anknüpfungspunkte für seine Sammlung zu gewinnen. Bei andern Bildern war dies unmöglich; das Leben ihrer Schöpfer lag entweder nicht so offen dem Blicke des spätern Beschauers dar, oder sie hatten beizeiten Sorge dafür getragen, daß man den Schleier nicht lüfte, der diese oder jene interessante Persönlichkeit ihrer Zeit deckte. So, um nur Eins anzuführen, weiß man bis heute noch nicht, wer die jugendliche männliche Gestalt ist, die zu den Füßen der berühmten Tizian'schen Venus sitzt; man glaubt annehmen zu können, daß es Philipp II. sei, in fast knabenhaftem Alter. Wie anziehend wäre es, dies genau zu wissen. Tizian befand sich am Hofe Karl's V. allerdings zu der Zeit, wo dieser Prinz noch sehr jung war, und das alte Verzeichniß der Dresdener Sammlung, wie uns Prof. Hübner in seinem neu erschienenen Geleitbuche für die Galerie erzählt, nennt uns geradezu diesen Prinzen, indem es der Venus den Namen „Donna Laura“ gibt. Und so mit vielem

Andern. Es ist vielleicht einer spätern Zeit vorbehalten, bei dem gründlichen und umfassenden Streben kritischer Forschung, das heutzutage rege geworden, Licht zu bringen auch auf diese Gebiete der Kunstgeschichte. Bis jetzt hat man stets fast ausschließlich die Gemälde, selten die Schicksale der Maler ins Auge gefaßt, oder man hat diese Schicksale der Aufmerksamkeit gewürdigt, sie aber nicht in unmittelbare Verbindung zu bringen gesucht mit den Werken, die wir vor Augen haben. Beide aber ergänzen einander, und verhalten sich Eins zum Andern in eben dem Maße, wie sich ein Autor zu seinen Büchern verhält.

Möge diese kleine Sammlung Beifall erhalten und das Ihrige dazu beitragen, daß dieser Juwel Deutschlands, die bewundernswerthe Galerie Dresdens, den Besuchern immer werther und theuerer erscheine.

Inhalt.

Die Gräfin von Flandern.

Rembrandt.

Auf dem Wege, der von dem Dorfe Leyersdorp aufwärts nach Leyden führt, dem Walde von Koukerk entlang, zeigte sich eines Morgens die schlanke Gestalt eines jungen Burschen, der, sein Ränzel auf dem Rücken, die Anhöhe emporstieg. Er war der Sohn eines Müllers, und die Mühle, die er verlassen, hob im frischen Morgenwinde aus der Ferne noch ihre schwerfälligen Arme auf, gleichsam trachtend Den festzuhalten, der gegen Willen und Gebot das Vaterhaus verließ. Der Jüngling sah nicht hinter sich: er mochte etwas davon empfinden, daß es dahinten nicht ganz geheuer war, daß der Kirchthurm des Dorfs im Bunde mit der Mühle ihm Vorwürfe nachrief, daß die Gebüsche flüsterten von dem Verrath des Kindes gegen die Aeltern. Im

Grunde genommen war es aber mit diesem Verrath nicht so schlimm. Der Sohn hatte schon oft sein Verlangen kundgethan, in die Fremde auszuwandern, der Vater hatte zwar immer verneinend dreingeredet, allein der Widerspruch war merklich sanftmüthiger und nachgiebiger geworden, je öfter der Sohn seine Sehnsucht bekundete. Nur das Fortgehen ohne Lebewohl war und blieb ein unkindliches Thun und konnte mit nichts entschuldigt werden. Da hatten Kirchthurm, Mühle und Gebüsche Recht.

Auf einem Hügel angelangt, wo sich zwei Wege kreuzten', warf sich der Jüngling ins Gras, und das Haupt auf den Arm gestützt, sah er in die morgenhelle Landschaft hinaus, die vor ihm ausgebreitet lag. Zur Seite hob sich der dünne, spitzige, seltsam gestaltete Kirchthurm des Dorfes Koukerk in die Lüfte; links glitzerte das Wasser des Rheinstroms, der hier in dünne Arme sich getheilt. Also vor sich hinträumend erblickte er, auftauchend aus der Tiefe der Thalschlucht, eine junge Frau zu Pferde, von einem gleichfalls berittenen Diener begleitet. Sie

näherte sich dem Kreuzwege, und indem sie vor der aufsteigenden Sonne die Hand schützend vor Augen hielt, spähte sie den Weg entlang, ob sich nichts erschauen lasse, von Dem, was sie erwartete. Und siehe da, es dauerte nicht lange, so sprengte jenseit hinter dem Gebüsch hervor ein Reiter mit fliegendem Mantel und wallendem Federbusch. Er kam so eilig daher, daß sein Antlitz, dem der Windstrom entgegen, von einer flammenden Röthe glühte, und der schöne Jüngling wie der verkörperte junge Tag anzusehen war, der seinen eiligen Ritt begann, von den nachflatternden Morgenwolken begleitet, um der Erde, die seinem Kommen entgegenharrte, Licht und Glut zu bringen. Die ihm entgegenharrende Erde war diesmal das schöne Fräulein, das auf dem weißen Zelter auf der Spitze des Hügels Halt machte, um ihn zu erwarten. Endlich waren sie dicht beieinander. Ohne vom Pferde zu steigen, reichten sie sich die Hände, und das Morgenlicht blitzte in seinen feurigen Augen, mit denen er das Willkommen zuwinkte. Sie scherzten und besprachen sich frei miteinander;

an den im Grase abseit liegenden Jüngling dachte Niemand. Aber dem Lauscher entging nichts. Er merkte, daß er zwei Liebesleute vor sich hatte, die die einsame Haide benutzten, um sich hier eine vertrauliche Zusammenkunft zu geben. Der alte Diener blieb in einiger Entfernung zurück. Plötzlich, als Beide noch im besten Geplauder waren, die Dame auf ihrem Sattel hinübergebeugt zum schönen Begleiter, und Dieser mit dem hellächelnden Munde fast so nah an dem ihrigen, daß es schien, seine Worte seien Küsse, erklang der helle Ruf einer Trompete, der aus dem Dorfe hinaufschallte. Es mochte dies das Zeichen sein, daß die Zusammenkunft ihr Ende erreicht. Der alte Diener wurde gleichfalls unruhig und näherte sich ehrfurchtsvoll. Die junge Dame blieb aber immer noch ruhig in anmuthiger Haltung hinübergebeugt, fest und zärtlich in die Augen des Jünglings schauend, in denen das wehmüthige Lebewohl lag. Ach, wie ist jede Secunde so süß, die man noch der unerbittlichen Scheidestunde abstiehlt! Aber die Trompete schmetterte noch einmal, und jetzt

wendete die junge Schöne langsam ihr Roß und winkte mit der Hand ihr Lebewohl. Es lag etwas so fürstlich Vornehmes in diesem Wink, und doch dabei glänzten die Liebesaugen voll süßer Hingebung und Zärtlichkeit. Der Ritter sprengte den Hügel hinab, und die Dame setzte ihren Weg, die große Straße entlang fort. Ehe sie verschwand, hatte sie einen Blick auf den Wanderer im Grase geworfen, und dieser Blick sah wie die Frage aus: Was willst du hier? Hast du erlauscht, was wir sprachen? Aber gleich darauf spielte ein übermüthiges Lächeln um die Lippen, als die Worte zu sprechen schienen: Meinethalben! Du kennst uns nicht.

Und daß der Wanderer diese schöne Dame nicht kannte, that ihm in der Seele weh. Wie lieblich hatte sich ihre schlanke Gestalt gegen den Morgenhimmel abgezeichnet; die eine weiße Feder wogte auf dem purpurrothen, eng anschließenden Häubchen, unter dem die goldgelben Haarkränze hervorquollen! Dann das schwarze Leibchen und der weithin in schweren Falten sich ergießende hellgelbe Seidenrock! Von den Schultern hinab

war das Mäntelchen gefallen, von dunkelbraunem Sammet mit Hermelin; Alles schön, Alles übereinstimmend und für das Auge eines Malers unvergeßlich. Und nun mußte er sich sagen, daß er die Dame nicht kenne, daß er sie nie wiedersehen werde.

Mitten im Verdruß dieses trübseligen Nachdenkens kam es die Straße wieder daher mit eiligen Rosseshufen, und der alte Diener zeigte sich und hielt an vor dem Jünglinge, der sich halb aufgerichtet hatte, und jetzt neugierig dem Heransprengenden ins Gesicht schaute. „Mit Verlaub,“ rief Jener, „meine Gebieterin läßt fragen, wie Ihr heißt und welches Standes oder Berufs Ihr seid.“

Der Jüngling sah dem Fragenden ins Antlitz. „Das läßt sie fragen?“ rief er. „Ei seht, wie neugierig: ich dachte schon, sie hätte zu jedem andern Dinge sich wenig Zeit erübrigt. Doch meinethalben, es handelt sich hier um kein Geheimniß. Ich heiße van Ryn und mein Vater ist Besitzer einer Mühle. Was meinen Stand betrifft, so bin ich dermalen nichts; allein

ich hoffe etwas zu werden, und wenn Eure Dame es mir erlaubt, so will ich dereinst ihr Bildniß malen."

„Junger Bursch, Ihr seid frech!" rief der Diener entrüstet. „Gewöhnt Euch an bessere Sitten!"

„Es sind die, die in meiner Mühle einheimisch sind. Erlaubt mir nun auch eine Frage: Wer ist Eure Gebieterin und was thut sie hier?"

Der alte Mann entgegnete mit dem größten Ausdruck von Strenge: „Danach habt Ihr nichts zu fragen! Hohe Damen wollen nicht von Jedermann gekannt sein. Seid froh, daß Ihr gewürdigt worden, eine fürstliche Jungfrau in ihrem Glanze vor Euch erschaut zu haben; Ihr könnt das noch Euren Kindern und Kindeskindern erzählen, wenn der Himmel es zugibt, daß ein Gelbschnabel wie Ihr ein respectvolles Alter erreicht."

„Vielleicht ein höheres als Ihr, das Euch so wenig weise und artig gemacht hat. Uebrigens was kümmert mich der Hohen Hoheit! Weiß man denn immer, wie dergleichen endet? Was gilt

die Wette, Alter, ich sehe Eure Dame noch einst in Schmach, Armuth und Erniedrigung! Sagt ihr das und grüßt sie von dem Müllerssohne!“

Der Diener hob den Arm gegen den Jüngling auf, dieser aber floh unter Lachen den Hügel hinab. Jener lenkte sein Pferd zum Rückzuge und verschwand eilig hinter dem Gebüsch.

Mehre Jahre waren vergangen, da machte in der Stadt Antwerpen ein junger Maler durch seine Werke großes Aufsehen. Er war eines Müllers Sohn aus der Nähe von Leyden, und hieß Rembrandt van Ryn. Fürsten und große Herren ließen bei ihm ihre Bildnisse malen, und belohnten ihn auf das ansehnlichste. Außer den Bildnissen malte er Stücke eigener Erfindung, und diese Schöpfungen zeigten etwas Besonderes. Gemeiniglich waren es in düsterm Lichte aufgefaßte Gruppen geheimnißvoller, verhüllter Gestalten. Darin zeigte sich die feinste Stimmung

des jungen Mannes, der sich vor aller Welt verschloß, und nur mit wenigen Genossen umging. Gänzlich verschieden von dem lebhaften, dem Genuß zugewendeten Streben der Maler seines Landes, neigte er sich in seinem grübelnden Ernste jener Schule zu, aus der Albrecht Dürer, Cranach, Holbein hervorgingen. Man sagte, daß dies den frühen Lebensschicksalen des Jünglings zuzuschreiben sei; doch diese Schicksale hatten, außer dem baldigst vorübergehenden Zerwürfniß mit seinem Vater, keine schwarze Färbung angenommen, im Gegentheile die glücklichen Erfolge, die der noch nicht zum Manne gereifte junge Künstler bereits erworben, gaben eher vom Glück als vom Misgeschick Zeugniß. Es mußte also in der innern Natur, in der umwölkten Lebensanschauung der Trübsinn des Künstlers, der sich auf seine Werke ausdehnte, seinen Grund haben. Und so war es auch. Wo Tausende die Lichtseite eines Gegenstandes sahen, sah er allein dessen Schatten. Die dunkeln versteckten Züge, die einem Antlitz voll Adel und Schönheit den tiefen bedeutsamen und

den Beschauer mit Scheu und Aengstlichkeit erfüllenden Charakter gaben, fand sein Auge mit Scharfblick heraus. Ein ewiges Lächeln, eine Unschuld sonder Makel, eine Hoheit ohne Beisatz von Niedrigkeit, war für ihn nicht vorhanden. Ueberall sah er den „gefallenen" Menschen heraus. Deshalb übten seine Bilder einen so dämonischen Eindruck auf den Beschauer, der sich gleichwol von dieser auf ihn einwirkenden Macht keine Rechenschaft zu geben wußte; denn das verneinende Princip war sehr vorsichtig und gleichsam nur mit unsichtbaren Pinselstrichen dem Gemälde beigefügt. Aber es fand sich überall: man konnte sicher darauf zählen, es war nirgends ausgelassen. Am lebhaftesten trat es hervor, wenn Rembrandt van Ryn Gegenstände aus der heiligen Geschichte malte. So erzählt ein älterer Biograph von ihm, daß lange Zeit in einer Kirche der Stadt Gent eine „Flucht nach Aegypten" von ihm zu schauen gewesen, später jedoch, wie behauptet wurde, auf Antrieb des Künstlers selbst spurlos verschwunden sein soll, die des Selt-

samen, Fremdartigen, mit dem Gegenstande nicht zu Vereinbarenden Vieles enthalten habe. Die Tafel stellte Maria vor, die das Christkind auf dem Schoose hielt; allein Mutter und Kind waren absichtlich so in den Schatten, dagegen eine seltsame Figur, verhüllt vom Haupte bis zur Fußspitze, die den Hügel hinaufschritt, in so helles Licht gesetzt, daß die Deutung des ganzen Bildes darüber in Zweifel gerieth und Niemand die wunderliche Figur sich zu erklären wußte, die hier die Hauptrolle spielte. Der Künstler hatte damit die ungewisse Zukunft der christlichen Religion und die düstern Schrecknisse andeuten wollen, die ihre Bekenner erfahren sollten.

Es war damals Sitte, daß die Frauen vom Stande nicht in das Atelier des Künstlers kamen, sondern diesen rufen ließen und dieser dann mit zwei Schülern oder Dienern, die ihm das Geräthe nachtrugen, im Palaste sich einfand. Dieser Gebrauch hatte für den Künstler viel Unbequemes. Beleuchtung und Räumlichkeit waren selten gerade so vorhanden als sie gefodert

wurden; dann kam noch der Uebelstand hinzu, daß das unvollendete Bild, das nicht wohl über die Straße hin- und hergebracht werden konnte, in jenen fremden Räumen zurückblieb und manchen störenden Zufälligkeiten ausgesetzt war. Rembrandt war der Erste, der sich entschieden diesem Gebrauch widersetzte. Er malte in einem Atelier, wie es wol kein zweites auf der Welt gab. Das Licht fiel in das Gemach durch eine einzige, in der Decke angebrachte Oeffnung, die erweitert und verengt werden konnte, und der einfallende Strahl gelangte auf seinem Wege auf Zwischenwände, die so gestellt waren, daß Reflexe von eigenthümlicher Art zu Stande kamen. Auf diesem Wege hatte der stets forschende und seinem innern originellen Drange nachgrübelnde Meister jene Schöpfungen eigenthümlicher Art ins Leben gerufen, die die Kenner das „Helldunkel" dieses Künstlers nennen. Das Licht spielt in diesen wunderlichen Experimenten die Rolle eines stets um seine Existenz kämpfenden Wesens, das durch die Gefahren, die dasselbe rings umstellen, zu den kühnsten Wen-

dungen, zu den überraschendsten Ausflüchten gezwungen wird. Immer auf dem Sprunge zu unterliegen, findet es stets unerwartet Hülfe, und wir sehen den hellen Strahl, der unverfälscht und gleichsam in jugendlichem Uebermuthe sich in dieses dunkle Labyrinth stürzt, mit der Finsterniß einen heldenmüthigen Gang beginnen, der dennoch zu seinem Siege ausschlägt. Und zu welch einem Siege! Wir begrüßen mit Freuden dieses Licht, das sich so tapfer der Nacht entringt, ohne die Finsterniß völlig vernichten zu können, sie doch so klar und durchscheinend macht, daß das Auge wie in einem köstlichen tiefen Waldquell darin badet, sich in die geheimnißvollsten Tiefen mit Wonne zu versenken eilt. Dies sind die wundersamen, lichtdurchglühten Schatten Rembrandt's. Ein Künstler, der in dieser Weise zu schaffen gewohnt war, konnte begreiflicherweise nicht an jedem beliebigen Orte, am wenigsten in einem hellen Prunkgemache seine mysteriösen Bilder hervorzaubern. Die vornehme Welt erstaunte über die Kühnheit, daß man sie zwingen wollte, in

eine „dunkle Höhle“ zu kriechen; denn so nannten die Spötter und Feinde Rembrandt's sein Atelier. Die bezaubernden Schönheiten in Atlas und Seide zögerten, den kleinen Fuß zu dieser Wanderung in Bewegung zu setzen; die Erste die sich hierzu entschloß, war die schöne Gräfin von Flandern. Und nachdem sie es gethan, thaten es die Andern auch.

Eines Tages öffnete sich die niedrige, kellerartige Thür des dunkeln Thurmgemachs, in dem der Künstler arbeitete, und in einem Strom von Licht trat eine jugendliche Hebe herein, strahlend in Putz, gefolgt von einer Schar Diener, und geführt von einem jungen Cavalier, dessen gestickter Mantel und dessen Spitzenkrause das Allervollkommenste in dieser Art war, was man sehen konnte. Nicht Dasselbe ließ sich von dem Antlitz des Ritters sagen. Er sah verblüht aus, zeigte eine Anzahl häßlicher Narben und schielte. Nachdem er den Künstler vornehm begrüßt, ließ er vom Gefolge einen Thronsessel aufschlagen, mit Polsterkissen und Decken; auf diesem mußte die junge Dame Platz nehmen.

Er selbst stellte sich hinter den Stuhl des Künstlers, der seine Arbeit begann. Aber das Zuschauen bei einem Werke, von dem man nichts versteht, hat sein Langweiliges. Der Herzog begann bald zu fühlen, daß er nicht im Stande sein würde, lange in diesem mystischen Gemache, in welchem alle Dinge anders aussahen als sie außerhalb sich zeigten, auszuhalten. Er beurlaubte sich von seiner Dame, indem er versprach wiederzukommen um sie abzuholen; mit ihm verschwanden die Mohren, der Affe, der Papagai und die buntgekleideten Lakaien. Es wurde wieder still in dem Heiligthum der Kunst.

Rembrandt hatte bis jetzt nur gethan als zeichnete er; sein Rothstift glitt auf der Fläche zwecklos hin. Ein mächtiges Gefühl dunkler Erinnerungen hatte die Brust des Künstlers eingenommen; sein Auge ruhte auf dem schönen und kummervollen Antlitz, das er vor sich sah. Diese Züge hatte er bereits einmal erschaut; aber wo? Sie hatte damals anders ausgesehen, kühner, jugendlicher, wenn auch nicht schöner. Ein Künstlergedächtniß ist von be-

sonderer Art; es greift wie ein Kind zuerst nach Form und Farbe. So waren Form und Farbe, wie sie hier zusammen vereinigt waren, ihm schon begegnet. Die hellbraune Locke hatte ebenso bereits auf dem lichten Grunde einer feingewölbten Stirn gespielt; der feuchte bläuliche Schimmer, der aus diesem Auge glitt, und der wie eine geistige Blume durch die Luft zitternd dem liebevollen Verständniß entgegenblühte, dieser Schimmer war schon einmal, aber in anderer Umgebung, und durch ein häßliches Gelbroth, über das er hinweggleiten mußte, gestört, in sein Auge gedrungen. Und dann dieses Profil, — es hatte sich damals von dem Goldgrund einer hellfarbigen Morgenwolke abgehoben: — und jetzt wußte er es! Die Morgenwolke, der gelbrothe Mantel, die auf der runden Stirn sich wiegende Locke, alles dies gehörte zu dem Bilde jener Reiterin, die er sah, als er auf dem Hügel lag, eben erst der väterlichen Wohnung entflohen. Aber, o Himmel, was mußte unterdeß dieser Reiterin begegnet sein! Wo war der wilde Trotz, der

Uebermuth, die Zärtlichkeit, das Lächeln, der Stolz, die Sicherheit, mit einem Worte, die Lebensfreudigkeit dieses Gesichts geblieben? Es war sanft geworden, leidend, nachdenkend, verschlossen. Heimlich mit der Vergangenheit sprechend, sah dieses schöne Auge träumend nieder. Und die blasse feine Hand! Sie faßte nach den Falten des Hermelinmantels; aber es schien als faßte sie mit ängstlichem Drucke nach dem Herzen.

Ob sie mich wiedererkennt? dachte der Künstler bei sich, indem er anfing seine Farben zu mischen, nachdem er den Umriß des Bildes scharf und genau entworfen. Aber freilich, ich lag in dem Grase des Hügels hingestreckt, eine rothe Mohnblüte hielt ihre Fackel dicht vor mein Antlitz; sie hat mich kaum angesehen. Und wie sollte sie den wandernden müßigen Burschen in mir wiederkennen? Dazu gehört mehr als ein verliebter Weiberkopf zu Stande bringt!

Mit diesem Selbstgespräch war der Künstler noch nicht zu Ende, als der Bräutigam wieder-

erschien. Der Herzog war übler Laune, denn er hatte unterwegs entdeckt, daß der Mohr des Statthalters eine dunklere Schwärze hatte als der seinige. Er ließ das Misbehagen, das er empfand, der Dame und dem Künstler entgelten. Die nächste Sitzung war auf den folgenden Tag angesetzt; an diesem kam die Gräfin allein, nur von einer alten Anstandsdame begleitet, die sich in den Winkel setzte und einschlief. Der Künstler traute seinen Augen nicht. War das dasselbe Gesicht von gestern? Die Augen lagen tief, eine Wolke des herbesten Kummers hatte sich über diese reinen Züge gelegt. Und das war das Werk Einer Nacht. Unter welchen Qualen mußte diese durchwacht worden sein. Zu diesem blassen Colorit paßte nunmehr der hellbraune Mantel nicht mehr, es mußte ein kräftiges Braunroth werden; dem Schatten im Gesicht mußte durch Reflexe aufgeholfen werden; sowie sie jetzt waren, taugten sie nichts. Eine helle Wand wurde aufgestellt, die das Licht auffing und gedämpft wiedergab. Nun war ein Schimmer von Jugend und Fülle

da, und die Schatten tiefliegender Augen verloren die unheimliche Düsterheit. Während der Künstler die Gewänder ordnete, fiel aus den Falten des abgelegten Mantels ein zusammengefaltetes Papier hervor. Die Gräfin, indem eine lichte Glut ihr Antlitz überflog, rief mit rascher Bewegung und einer halb bittenden, halb befehlenden Stimme: „Gebt her — o gebt her!“ Der Künstler erlauschte diese ihm so willkommene Röthe; er flog an seine Staffelei und mischte rasch die Farbe. Erst als ihm das Festhalten des glücklichen Moments gelungen war, dachte er über den Brief nach und dessen muthmaßlichen Inhalt. Wie erstaunt war er, als die Dame selbst eilte, ihn über seine Vermuthungen ins Klare zu setzen!

„Würdiger Meister“, hub sie an, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf die schlafende Alte geworfen, „legt Euern Pinsel hin und gebt mir auf eine Viertelstunde Gehör. Erfahrt, daß ich auf Euch, wie auf meinen Retter sehe. Ich habe Niemand, dem ich mich vertrauen darf, ich wähle Euch zu meinem Vertrauten. Ihr

könnt diesen Thränen glauben, die aus meinen gequälten Augen fließen, daß mein Elend groß, ja unermeßlich ist. Ihr seid jung, und ich sehe in Euerm Antlitz den Zug von Muth, der Männer besser kleidet als die größte Schönheit. Wohlan, so wißt denn, daß ich damit umgehe den Meinigen zu entfliehen, und Euch erwählt habe, um mir auf dieser Flucht beizustehen. Sprecht nicht — ich bitte, unterbrecht mich nicht, laßt mich ausreden! Aus einem freien und edlen Geschlechte stammend, habe ich stets die Schmach der Unfreiheit für die drückendste Fessel gehalten, die man einem edlen Herzen anlegen kann. Mir ist diese Schmach zu tragen auferlegt worden. Frühzeitig verlor ich meine Aeltern, und ein Mann, den ich nicht achten und nicht lieben kann, ward erwählt, über mein Schicksal zu bestimmen. Ihm mußte ich Folge leisten, und er ist es, der mir den widerwärtigen Freier, den Ihr gesehen habt, aufgedrungen hat. Ich würde gegen das Loos eines Weibes, das da geboren ist, früh oder spät einen Mann als Herrn über sich anzu-

erkennen, nichts einwenden, wenn nur die Wahl nicht gar so unglücklich gerade auf diesen Verhaßten gefallen wäre, und wenn — doch hier laßt Euer Auge nicht so scharf auf mir ruhen — wenn nicht in meinem Denken und Wollen bereits ein Bild bei mir eingezogen wäre, das sich mir als mein einziger und ewiger Beherrscher angekündigt hat. Ich liebe einen Jüngling, der mir schon seit Jahren den Schwur der Treue abgelockt."

Hier schwieg die schöne Erzählerin und senkte ihre Augen zu Boden.

Der Künstler erhaschte einen schönen bläulichen Schattenton, der sich durch das Senken der Wimper auf der Wange hinlagerte. „Dachte ich's doch!" murmelte er bei sich, „es ist der hübsche Reiter. Nun, wir werden ja weiter hören!"

„Mein Geliebter", flossen die Bekenntnisse weiter, „ist arm und der Krieg sein Unterhalt. In fremder Herren Dienste mußte er sich begeben, da ihm das Vaterland keine Gelegenheit bot, seinen tapfern Arm zu brauchen. So

weiß ich ihn stets in Gefahr und zittere. Die letzte Botschaft, die er mir gesendet, zeigt wie sehr ich Grund hierzu habe; ein Gefecht ist vorgefallen, und mein Auserwählter liegt schwer verwundet in einem Dorfe an der Grenze. Ich muß ihn sehen, muß ihn bald sehen. Eine zweite Nacht, wie ich sie heute durchlebt, ertrüge ich nicht. Wie ich mit meinem Schmerze rang, kamt Ihr mir plötzlich in den Sinn, edler Herr, und als Ihr das Papier aufhobt, rief eine Stimme in mir: Vertraue dich ihm! Zögere nicht! Nun denn, wollt Ihr mein Begleiter sein? Ich darf Niemand mitnehmen: meine Umgebung steht im Solde meiner Tyrannen. Wir Beide reiten allein. In den ersten Stunden der Nacht brechen wir auf. Bis zur Grenze ist es nicht weit; eh' man im Palaste meine Abwesenheit entdecken kann, bin ich wieder zurück. O Meister, Meister! gebt einem armen Weibe die Ruhe und den Frieden ihrer Seele wieder!"

Als die Gräfin diese Worte sprach, rang sie die Hände, und ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen.

Rembrandt lag in seinem Sessel; die Pallette war seinen Händen entsunken. Er stand auf, ging ein paar mal im Gemach auf und ab, und sagte dann rasch: „Ich begleite Euch!"

Es war eine stürmische Nacht. Der Maler und die Dame flohen die Landstraße entlang und bogen dann in einen Waldweg ein, der sie rascher zum Ziele führte. Die Pferde waren gut, ihr Gang sicher; selbst als sie an dem Flußabhange vorbeikamen, strauchelten die treuen Thiere nicht und brachten ihre Gebieter wohlbehalten den Lichtern eines halb im Walde versteckten Dorfes entgegen, in dessen unscheinbarer Herberge sie einkehrten. Ein kranker Offizier wurde hier verpflegt. Der Maler ging in das kleine, niedere Gemach, um die Dame anzumelden; sie folgte ihm auf dem Fuße, und an dem Lager niedergesunken, wurde sie von den Armen des jungen Mannes umschlossen, der mit einer vor Entzücken bebenden Stimme mehrmals ihren Namen rief.

Diese Gruppe war tief in den Schatten gestellt, dies war das Einzige, was dem Maler an ihr nicht gefiel; im Uebrigen war sie ganz nach seinem Sinn. Als Licht gebracht wurde und eine dicke Figur von Wirth erschien, sammt einem Dorfbarbier, der hier die Stelle des Aesculap einnahm, und als diese charakteristischen Gestalten sich vortheilhaft um das Licht herumgruppirten, saß unser Künstler still in der Ecke des Gemachs, und sein Geist entwarf künftige wirkungsvolle Bilder. Der kranke Offizier, der kein Maler war und den es wenig kümmerte, ob sich der Wirth und der Barbier in guter oder in schlechter Beleuchtung zeigten, suchte das Zustandekommen eines Gemäldes dadurch zu verhindern, daß er mit guter Manier sämmtliche Anwesende hinwegtrieb, außer seiner Dame, die er bei sich behielt bis zum ersten Hahnschrei. Als dieser ertönte, ritt der Maler mit der Schönen wieder fort. Diese nächtlichen Ritte wurden solange mit Glück wiederholt, bis der Offizier zu seinem Commando zurück mußte. Der Maler war jetzt vollständig als Vertrauter

der Liebenden eingesetzt. Es entging ihm nicht, daß der Offizier ein arger Wildfang war, daß seine Sitten nicht die besten waren, und daß der Krieg ihm gewisse Grundsätze beigebracht hatte, die schnurstracks Dem entgegenliefen, was man im gewöhnlichen Leben einen ehrbaren Lebenswandel zu nennen pflegt. Allein Künstler sind selten strenge Sittenrichter, und der unserige war so zerstreut und so sehr beschäftigt mit dem dunkeln und geheimnißvollen Schaffen seines Genius, daß er wenig mehr als die flüchtigen, äußern Erscheinungen der Verhältnisse in sich aufnahm. Sein nächster Trost bestand darin, daß er sich sagte: Gut daß die Dame heirathet, und daß sie demnach nicht in die Lage kommen wird, ihr Geschick diesem hübschen Jüngling, der die schönsten braunen Augen mit den schlimmsten Sitten vereinigt, anzuvertrauen!

Es kam aber dennoch so. Die Gräfin, nachdem sie die Heirath eingegangen war, der sie nicht entgehen konnte, blieb ihrem Geliebten treu, obgleich dieser ihr nicht mehr treu blieb.

Es vergingen wol zehn Jahre, während welcher der Maler, der unterdessen Reisen machte und eine Menge ehrenvoller Aufträge bekam, nichts von dem Liebespaar hörte. Das Zusammentreffen, das jetzt folgte, war von sehr schroffer und eigenthümlicher Natur. Es gehörte die ganze Fülle der Romantik dazu, die in der Brust des Künstlers lebte, um ihn die Schmerzen ertragen zu machen, die ihm der Anblick der einst so Gefeierten erregte.

Es war eine Tagereise von der Stadt Antwerpen entfernt, in einem dichten Walde, als der einsam von einer Geschäftsreise heimkehrende Künstler von zwei Banditen angefallen und seines Gepäcks beraubt wurde. Die Reichthümer, die die Räuber fanden, mochten nicht von der Art sein, daß ihre Erwartungen befriedigt wurden; sie verlangten darum mehr, und da der Reisende nichts Werthvolles bei sich hatte, banden sie ihm die Hände, setzten ihn aufs Pferd und führten ihn ins Dickicht hinein. Der Gefangene verschwendete keine Bitten, er wußte, daß diese nichts fruchten würden; er verlangte nur, vor

den Befehlshaber der Bande geführt zu werden. Dieses geschah. In einer Höhle angelangt, ließ man ihn anfangs in einer finstern Abtheilung dieser unheimlichen Behausung allein, unter dem Vorwande, ihn zu melden, in Wahrheit aber, damit die Begleiter keine Zeit verlören, an dem Gelage theilzunehmen, das in dieser Nacht gefeiert wurde.

Eine Stunde nach der andern verging; der Gefangene saß in Nacht und Einsamkeit. Die Felsenwand seiner Kammer, wenn man eine unregelmäßige Höhle, in der das Wasser sich gesammelt hatte, das von der Decke niedertropfte, so nennen kann, ließ in Mannshöhe durch eine Oeffnung einen Blick in die große, anstoßende Halle, in der das Gelage gefeiert wurde, frei. Hier legte sich der Künstler auf die Lauer, obgleich er dabei bis an die Knöchel im Wasser stehen mußte. Aber was er erblickte, fesselte ihn dergestalt, daß er seine peinvolle Lage völlig vergaß. Wen sah sein Auge hier? — An einer Tafel, die mit silbernem Geräthe, mit Früchten und Eßwaaren bedeckt war, saß ein Dutzend

wilder Gesellen in zum Theil phantastischen Costüme. Dieser hatte sich ein geraubtes prachtvolles Tuch als Turban um den Kopf gewunden, Jener sich einen goldgestickten Mantel umgeworfen. Goldene Ketten und Juwelen blitzten im Schein der Fackeln, die die Höhle erleuchteten. Unter einem Baldachin saß eine bleiche Gestalt mit niedergeschlagenen Augen, köstlich geschmückt, aber mit einem Zuge unbeschreiblichen Leids in Mienen und Stellung. Mit einem Schrei des Schreckens fuhr der Lauscher zurück — die geschmückte, blasse Frau war seine Gräfin! Hier, in dieser Umgebung sah er sie wieder! Die Neugier zwang ihn nochmals, sein Auge der Oeffnung zu nähern, und jetzt erkannte er neben ihr den Mann, den sie geliebt und der sie in dieses Elend gebracht. Er war häßlich geworden, und in seiner zunehmenden Verwilderung leuchtete keine Spur von der einstigen eleganten Würde seines Aeußern. Er hatte sich auf den Polstern zurückgelehnt und besprach mit einigen seiner Genossen, die ihn mit gezwungener Aufmerksamkeit und Furcht

anhörten, irgendeine Angelegenheit von Wichtigkeit. Auch sein Anzug war überladen von geborgtem Schmuck: doch machte dieser Putz keinen so verletzenden Eindruck bei ihm als bei der bleichen Frau, die still und ergeben wie ein zum Tode bestimmtes Opfer hier unter der lärmenden Menge saß. Die übrigen Frauen und Mädchen waren gemeine Dirnen, deren freche Gesichter grell abstachen gegen das Antlitz unter dem Baldachin.

Es gehört nicht hierher, zu erzählen, wie unser Künstler seine Befreiung fand; wol aber müssen wir dem Leser mittheilen, daß in dem Rathhause zu Amsterdam, wenige Monate nach den eben erzählten Vorfällen, ein Bild ausgestellt ward, das die Kenner fast gewaltsam an sich zog und fesselte. Rembrandt's Ruhm stieg durch dieses Bild höher als bisher. Wir haben dieses Bild vor uns, wenn wir jenen Saal in der Dresdener Galerie betreten, wo Rembrandt's Schöpfungen den bewundernden Blicken dargeboten werden. Da sehen wir die Gesellschaft, von der wir eben erzählt, in ihrer wilden

bacchantischen Laune; wir sehen das Leidensgesicht dort oben an der Tafel unter dem Baldachin, das Bild des unglücklichen Weibes, das von der Höhe ihres Ranges hinabstieg, um dem Geliebten in Schande und Gefahr zu folgen. Doch wäre es ihr Geliebter! Aber die stille Ergebenheit und Duldung in ihren Mienen zeigt an, daß sie in des rohen Mannes Nähe die tiefe, trostlose Entwürdigung fühlt, der sie preisgegeben ist, und daß sie aus ihrem Elend keine Rettung und keine Hülfe sieht. Unter der Tischgesellschaft machen wir auf jenen bleichen Mann mit dem entsetzlichen, fast aller Menschheit baaren Ausdruck aufmerksam, der mit frechem Lachen die Geschichte der an diesem Tage vollbrachten Schandthaten erzählt, und zwar einem Publicum erzählt, das wenig Aufmerksamkeit ihm schenkt, denn das Weib neben ihm hat genug zu thun, über den Tisch hinwegzuschielen, um die heimlich ihrer Collegin zugesteckte Börse zu erlauschen, und hierüber ihre Bemerkungen zu machen.

Sehr wenige Zeitgenossen des Künstlers, die

sich an dem Bilde erfreuten, wußten die geheime Geschichte seiner Entstehung, und in spätern Zeiten ging ohnedies jene Deutung verloren. Da das Bild jedoch einen Namen haben mußte, nannte man es „die Hochzeit des Simson“, obgleich augenscheinlich nicht der kleinste Umstand am Bilde, weder Costüm noch Charakter kundgeben, daß der dargestellte Gegenstand mit jenem fabelhaften israelitischen Helden in Berührung zu bringen ist. So ist die geheime Geschichte der Entstehung der Bilder oft eine völlig verschiedene von der später diesen Bildern aufgenöthigten Deutung.

Rembrandt ging auf der Bahn der großen Künstlerbegabung, die ihm geworden, muthig weiter. Da er nur Das malte, was er innerlich erlebte, so ist sicherlich die Geschichte seiner Bilder, wenn wir sie nur von allen so wüßten, wie zufällig von diesem, zugleich die Geschichte seines Lebens. Dieser Umstand ist es, der seinen Schöpfungen den Stempel des Geheimnißvollen, des Tiefen und der Seelenerfahrung aufdrückt. Die Welt der griechischen Schönheit war ihm

ferne; er trachtete auch nicht sie zu erlangen. Seine wundersame Natur liebte ihren eigenen Weg zu gehen. Er war sogar stolz darauf, nicht in Italien gewesen zu sein, und als Van Dyk ihn einst besuchte, machte er diesem den Vorwurf, weshalb er nicht daheim geblieben und auf diese Weise ein unstreitig größerer Künstler geworden sei. Van Dyk, der feine Höfling und Lebemann, lächelte über diese Behauptung, ohne der Mühe werth zu finden sie zu widerlegen.

Rembrandt heirathete eine Pachterstochter aus dem Dorfe Ransdorp, mit der er in glücklicher Ehe lebte, und die ihm einen Sohn gebar, dem er den Namen Titus beilegte; dieser wurde ein mittelmäßiger Maler. Diese Nachricht gibt uns Sandrart, der übrigens nicht gut auf unsern Künstler zu sprechen ist, indem er ihn des Geizes beschuldigt und ihm nachsagt, daß er sich lieber in schlechter als in guter Gesellschaft befunden.

Die Burg der Hässlichen.

Asselyn.

Es gibt nichts Leichtfertigeres und Ungebundeneres in dieser Gotteswelt, als ein junges Malergenie, das seine guten Tage vor sich hat und in die Welt hinaus wandert, um sich nach Belieben umzuschauen. Welche Tollheiten! Welche Einfälle! Welche Verkehrtheiten und welche Gefahren! Es muß ganz besondere schützende Genien geben, die einen solchen wilden Burschen in Obhut nehmen. Duelle, Liebeshändel, nächtliche Schlägereien, bei Tage Tumult und Lärm, Abends beim Mondlicht gefährliche Einbrüche in Wohnungen, wo junge siebzehnjährige Schläferinnen liegen — alles das bunt durcheinander und in steter Wiederholung. Und dann — ein unendliches Trinken! Habt ihr je einen Maler gekannt, der nicht die Flasche liebte? Es gibt

keinen. Der Wein fließt in das Colorit eines Rubens über und gibt ihm jene Blumenfrische und fruchtfeuchte Saftigkeit, die wir bewundern. Der Weinrausch sitzt in den Fingerspitzen des Van der Neer, wenn er melancholisch seine Mondpoesien dichtet. Ohne den belebenden Trank gibt es kein Genie, und vor Allem kein Malergenie. Sie müssen das Blut der Traube trinken, um das Phlegma der Erde zu besiegen, jenes berüchtigte Phlegma, das sich wie Blei an jeden Fittich hängt, der zum Lichte strebt, jenes berüchtigte Phlegma, das den Pedantismus und die Philisterei geschaffen hat und noch täglich schafft und ernährt.

Doch genug; wir kommen von Johann Asselyn ab, mit dem wir es zu thun haben, und der da trank, spielte, Abenteuer suchte, auf Reisen ging, sich in Handgemenge stürzte, Raufereien hatte, wie kein Anderer, dabei aber ein wahrer ernsthafter Maler war, ein Geist, dem man jene Sprünge verzeiht, weil er dabei Großes leistete und unserer Achtung und Bewunderung würdig ist.

Asselyn war von einer abschreckenden Häßlichkeit, und deshalb widerfuhr ihm auch die Ehre, das Abenteuer zu erleben, von dem wir jetzt erzählen wollen.

Von Zeit zu Zeit befällt die niederländischen Maler die Lust, Italien zu sehen, und sie machen sich auf den Weg und kommen nach Rom und kommen nach Venedig, und alles dieses hilft doch nicht und schützt sie nicht, daß sie, wieder heimgekommen, doch niederländische Maler sind und bleiben. Selbst der große Rubens hat wenig mehr von seiner italienischen Reise heimgebracht, als die Manier Paul Veronese's, dessen sammetne Gewänder und schöne Tafelzierathen — im Uebrigen blieb er Peter Paul Rubens, der Niederländer. Und es ist auch gut; dadurch haben wir eine so eigenthümliche Schule, fast ganz intact erhalten, als es die niederländische ist.

Auch Johann Asselyn ließ sich aufschwatzen die Reise nach Italien.

Eine Reise nach Rom war damals keine Kleinigkeit; man konnte bestohlen werden, man

konnte eingefangen und in einem feuchten Burgverließ aufbewahrt werden, man konnte unterwegs gezwungen werden Soldat zu sein, endlich konnte man dicht vor Rom von dem Messer eines Banditen fallen. Der letzte Umstand machte dann die ganze Reise unnütz. Dennoch, ein Genie läßt sich nicht abschrecken, und Talent hat Muth, die Jugend weicht nicht zurück. Auch unser Johann kam nach Rom.

Es hatte sich in jenen Zeiten des heitern Künstlerlebens eine Genossenschaft in der Stadt des heiligen Petrus gebildet, die sich nach dem Apostel der Maler die Akademie von St.-Lucas nannte. In diesen Verein wurden fremde, herzugewanderte Maler mit großen Ceremonien aufgenommen und bekamen ihre besondern Namen, die sie wieder ablegten, wenn sie in ihre Heimat zurückgekehrt. Unser Asselyn wurde wegen seiner Ungestalt „Krabatje" genannt, das heißt Seekrebs, weil er nicht allein buckelig war, sondern auch ganz eigen misgestaltete Hände hatte, mit aufwärts verdrehten Fingern und einem gekrümmten Handgelenk. Es war

zum Bewundern, daß er mit diesen Händen die Pallette halten und den Pinsel führen konnte, und Beides gelang ihm doch dergestalt, daß er ein berühmter Maler werden konnte. Unser Seekrebs befand sich ganz wohl in der Gesellschaft der Künstler. Er machte den ernsthaften Leuten Possen vor, und den lustigen gab er einen so starken Zusatz zu ihrer Lustigkeit, daß alle Welt mit ihm zufrieden war. Dabei malte er gute Bilder, die er in Rom zu annehmbaren Preisen an den Mann brachte.

An einem schönen Sommerabende versammelte sich die Akademie von St.-Lucas zahlreich in einem Weinberge, und zwar in den Ruinen eines alten Aesculaptempels. Die zerstörten und umherliegenden Säulenschafte und Capitäle dienten den Malern zu Sesseln und Tischen. Es wurde von der Schönheit der Frauen gesprochen. Jeder Maler lobte die seines Landes. Der Seekrebs schwieg, denn er hatte nicht den Muth, seine dicken Niederländerinnen den feurigen Französinnen, den schlanken Spanierinnen, oder gar den üppigen Römerinnen an die Seite

zu stellen. Zudem fehlte ihm jegliche Erfahrung bis jetzt in diesem gefährlichen und anstößigen Gebiete. Das war sein Glück; denn — armer Asselyn, wo wolltest du das Weib finden, das sich von dir mit deinen verkrüppelten Armen umarmen, das sich von dir an deinen breitgespaltenen Mund und deine kleine Stumpfnase zum Kusse herabziehen ließ? Asselyn, bleibe den Weibern fern! Sei ein lustiger Junggeselle dein Leben lang! Es geht auch so.

Doch wollen wir hören, was die Maler sprachen. Dort in der Ecke, unter dem Lorbergebüsch, sitzt ein bildhübscher junger Mann, er hat bis jetzt geschwiegen, nun ergreift er das Wort und spricht: „Ihr habt von schönen Frauen geredet, ich will von häßlichen erzählen."

„O beim Bacchus! ein schönes Thema!" riefen Einige.

„Laßt ihn!" setzten Andere hinzu, „unser Seneca weiß, was er sagt, und will er uns eine Geschichte erzählen, so ist's sicherlich ein selbsterlebtes Abenteuer, denn Niemand sieht

und hört so Seltsames, als unser Philosoph." Diesen Beinamen führte der junge Landschaftmaler Leonardo bei den Verbündeten.

„Weil ich viel und allein umherschweife", entgegnete in einem bescheidenen Tone und mit einem anmuthigen Lächeln der schöne Jüngling. „Ihr verderbt euch die besten Abenteuer, weil ihr stets lärmend und zu ganzen Haufen herumtobt. Das Wunderbare ist ein scheuer Vogel, man muß ihm im Verborgenen Netze stellen, fährt man mit Ungestüm auf ihn los, ist er rasch entschlüpft."

„Sehr weise bemerkt!"

„Mich dünkt, auch an dem häßlichsten Menschen ist etwas Lobenswerthes", sagte der Seekrebs.

„Sicherlich, Krabatje! Wer die Schönheit eines Weibes lobt, lobt nur was lobenswerth ist, wer aber auch bei einem häßlichen Weibe Verdienste und Vorzüge entdeckt, der, so ist meine Ansicht, verdient wegen seines Verstandes und seiner Mäßigung unser volles Anerkenntniß. Nun hört meine Geschichte."

„Ich hatte damals die Landschaft gemalt, die der Cardinal mir so gut bezahlte; meine Reisetasche befand sich daher in gesegneten Umständen, und sie gebar mir Glück und Freude; Glück, insoweit als es Glück zu nennen ist, wenn unsere Brust gesunde Athemzüge thut, unserm Gaumen der Kitzel nicht fehlt, den ein gutes Mahl auf ihn auszuüben bestimmt ist, und endlich unsern Füßen die Muskelkraft in Fülle anhaftet, die zum Bergeerklettern und Abgründehinabrutschen unumgänglich nöthig ist. Ein anderes Glück begehre ich nicht.“

„O, weiser Seneca!“

„Merkt ihr wohl, Freunde“, rief Brutus, der Schlachtenmaler, „wie unser Genosse uns bei jeder Gelegenheit zu bessern und zu unterrichten strebt? Wie der Zuckerbäcker über die Erzeugnisse seines heißen Ofens farbigen Kandis streut, so er Blumen der Betrachtung über seine Rede.“

„So ist's“, sagte Otto, das Spazierstöckchen, ein kleiner spindeldürrer Franzose, der vortrefflich Marinen malte; „doch wir wollen nun zur Geschichte kommen.“

„Laßt mich nur erst auf den Gipfel des Monte di San Barnabe kommen“, rief Leonardo, „den ich eben zu erklimmen im Begriff stehe und der eine der gefährlichsten Spitzen unsers Albanergebirgs ist. Die Sonne steht bereits niedrig, der Schweiß rinnt mir in großen Tropfen von der Stirne, und noch will sich nicht die kleine graue Thurmspitze des Hospiz zeigen, wo ich mir das Ziel meiner diesmaligen Wallfahrt gesteckt habe. Was ich gleich befürchtet hatte, bestätigte sich, ich war vom rechten Wege abgekommen. Der Himmel weiß, welch eine verwünschte Baumgruppe mich abgeleitet hatte; oder war die rothangeglühte Felswand daran schuld, die mich nachdenken ließ, welch ein Gemisch von Ocker und Neapelgelb die verteufelt gut gelungene Lichtkante des Felsens wol wiederzugeben im Stande sei, mit einem Worte, ich hatte mich verirrt, und saß nun bei einbrechender Nacht in dem allerhübschesten Dickicht, das sich nur je ein Bravo gewünscht, um sich dahinter zu verbergen. Ich, der Sohn meiner Aeltern, war dem Hungertode, oder etwas dem

Aehnlichen ausgesetzt! Welch ein Verlust für die Welt, wenn ich hier verkümmerte! Wer sollte fürder dem Cardinal die Landschafteu malen, die, wie Seine Eminenz sich auszudrücken beliebt, nicht schöner im Paradiese gefunden werden? Ach, Freunde, ein alter Baumstamm nimmt sich in einer gut componirten Gegend vortrefflich aus und ich bin ganz der Mann, ihn in seinen Reizen, in seiner ganzen, mit Moos und Borke bekleideten Anmuth getreulich wiederzugeben; allein an demselben Baumstamme zu sitzen und dem Tode entgegenzuschmachten, das ist etwas ganz Anderes."

„Weiter! Weiter!" riefen mehre Stimmen.

„Gut; ich verhungerte nicht. Ein Köhler kam des Weges und dieser menschenfreundliche Waldmann brachte mich auf die rechte Fährte zurück. Es war bereits lichter Morgen, als ich in einer Gegend im Gebirge anlangte, die zwar immer noch wild und wüst sich darstellte, aber doch gegen die bedrohliche Einöde, die ich verlassen, civilisirt genannt werden konnte. Ich erblickte die Ueberreste eines alten

Baues und ging gerade darauf los. Mein Führer sagte mit einem eigenthümlichen Lächeln: «Da wohnen verrückte Weiber; nehmt Euch vor diesem Platze in Acht!» «Verrückte Weiber», wiederholte ich, «was willst du damit sagen, Alter?» Aber der ehrliche Mann schüttelte den Kopf, sagte kein Wort weiter und ging seines Weges, unbekümmert darum, was weiter mit mir werden sollte."

„Da stand ich nun vor der Ruine. Nirgend ein Eingang zu sehen. Schauerliche Einsamkeit überall. Die Bergwasser stürzten sich über Steine und gaben ein Geräusch von sich, als wenn mehre Stimmen durcheinander sprächen; Waldvögel krächzten dazwischen. Wie ich noch so unschlüssig stehe, guckt ein Gesicht über die Mauer, nein, ein Gesicht, sage ich euch — ein Gesicht —"

„Nun — was ist's denn damit?"

„So etwas von Häßlichkeit könnt ihr euch gar nicht denken, und ich kann's auch gar nicht beschreiben. Die größte Schönheit hat das mit der ärgsten Fratze gemein, daß beide nur ange-

schaut, nicht aber beschrieben sein wollen. Es ist etwas Ueberirdisches und Unterirdisches in beiden, ganz was Ungeheures!“

Der Seekrebs sah beschämt zu Boden. Es war ihm als hörte er von einem Mitgliede seiner Familie sprechen.

Die Andern achteten darauf nicht, und der Erzähler fuhr fort: „Ich grüßte dieses liebe Weibsbild und sie, um mir zu danken, öffnete einen Mund — Gott im Himmel! einen Mund, so groß, so tief, so unergründlich — nein, nein! an gewisse Dinge muß man sich nicht erinnern. Um kurz zu sein, ich begehrte Einlaß und erhielt ihn. Nun befand ich mich in einem seltsamen, alterthümlichen Bau, der aber nichts Unbequemes und Störendes hatte, und von dem einige Gemächer sogar mit Pracht und Luxus ausgestattet waren. Meine Führerin fragte mich, womit man mir dienen könne. «Donna», sagte ich kleinlaut, «wenn Ihr gütigst für etwas Speise und Trank sorgen wolltet, so thätet Ihr ein gutes Werk an einem armen Reisenden.» «Ihr sollt haben, was Ihr begehrt» entgegnete

sie und ging. Ich sah sie den langen Säulengang hinabwatscheln, mit dem anmuthigen Schwanken einer alten Ente, die eben aus der Pfütze gestiegen. «Gott segne dich, Gute!» rief ich. «Wie passend für dich, daß du hier in diesem unvergänglichen Felsenneste die Tage deiner thörichten Jugend verlebt hast; sicherlich hast du nie erfahren, wie bitter Liebeständeln ausschlägt, wenn es nicht erwidert wird!» Meine Donna brachte mir Wein, Früchte und eine auserlesene Pastete. Ich aß für drei Mann. Wie es vollbracht war thaten sich meine Augenlider zum Schlummer zu. Wie ich erwachte, saß mein Ungethüm neben mir am Lager, und sah mich mit einem seligen Lächeln an. Ich erschrack fast zum Sterben. «Was gibts?» rief ich, «ist Feuer im Schlosse ausgebrochen?» «Schalk!» sagte sie, «nicht im Schlosse, in meinem Herzen, in meinem jungfräulichen Herzen.» Dabei seufzte sie und spielte mit den rosenfarbigen Bändern ihres Brusttuches."

Alle lachten.

„Ihr habt gut lachen. Setzt euch nur in

meine Lage. Aber zur Ehre dieses guten Weibchens muß ich hinzusetzen, daß sie ihre Verfolgungen nicht weiter fortsetzte, als sie sah, daß ich unempfindlich war. Sie hatte nur einen schwachen Moment, wie es schien, anstatt daß tausend andre Weiber tausend Momente haben. Meine Kleine war die Ehrbarkeit selbst, und ich war der aufmerksamste und bescheidenste Ritter. So kamen wir vortrefflich miteinander aus. Man muß sich die Frauen erziehen, das ist ein alter Spruch.

«Habt Ihr viele Gefährtinnen» fragte ich.

«O, eine große Anzahl.»

«Was treibt ihr denn hier?»

«Wir leben friedfertig zusammen. Wir beschäftigen uns mit den Künsten, mit den Wissenschaften, wir gehen spazieren aber nur innerhalb eines gewissen Bezirks, den wir nicht zu überschreiten das Gelübde gethan haben. Unser Leben ist lauter Friede, Ruhe und Ordnung.»

«Weshalb flieht ihr die Welt?»

«Sie hat uns ausgestoßen.»

«Ausgestoßen? Weshalb? Habt ihr Verbrechen begangen?»

«Das allergrößte!» sagte meine Gefährtin. «Wir haben den Beifall der Männer verscherzt.» Sie sagte dies in einem Tone, der nicht wie Spott klang, sondern den trocknen, bittern Ernst zeigte. Es machten diese Worte einen eigenthümlichen Eindruck auf mich, und ich fing an meine Gefährtin mit ganz andern Blicken zu betrachten. Ich sah in ihr ein Wesen, das scharf und eigenthümlich zu denken gewohnt war, und das mir Wahrheiten und Aufschlüsse sagen konnte, die ich anderswo nicht zu hören bekam. Mein ganzes Bestreben ging jetzt dahin, sie noch mehr sprechen zu machen. Allein sie ging auf nichts ein. «Fragt unsere Oberin, die Prinzessin», sagte sie; «hat sie den guten Willen, Euch über unser Verhältniß und Leben Aufschlüsse zu geben, so ist das ihre Sache. Wir untergeordneten Frauen wollen und dürfen nur soviel sagen, als es die Ordnung des Hauses erheischt.»

Somit war ich an die Prinzessin verwiesen.

Ich suchte um die Erlaubniß nach, ihr aufwarten zu dürfen. Ich erhielt diese Erlaubniß und gelangte vor eine Dame, die den übrigen Frauen, die ich bereits an diesem Orte gesehen, an Misgestalt nichts nachgab, wenn sie sie nicht sogar übertraf. Um dies richtig untersuchen zu können, hätte in dem Audienzsaal helleres Licht herrschen müssen; allein die Vorhänge waren vielleicht absichtlich zugezogen. Wir geriethen in eine Art vertraulichen Gesprächs, das bis zu dem Grade anwuchs, daß die hochgestellte Häßliche zuletzt meine Hand ergriff, mir mit einem wehmüthigen Lächeln ins Auge sah und ausrief: «Warum seid ihr Männer so geartet und nicht anders!»

«Meine Gnädige», stammelte ich, «wie sind wir denn eigentlich geartet?»

Ich merkte, daß ich eine einfältige Frage gethan, allein sie war nun einmal meinen Lippen entschlüpft und ich mußte erwarten, wie die Prinzessin sie beantworten werde.

»Ach», sagte sie, «wie soll ich's machen, daß ich meine Anklage gegen Euer Geschlecht, mein

liebenswerther Pilger, so gelind anbringe als möglich, damit ich Euch, der Ihr mein Gast seid, nicht in dem Geschlechte, das ich zu tadeln eben im Begriff stehe und zu dem Ihr gehört, beleidige. Doch der allgemeine Tadel trifft bekanntlich den Einzelnen nicht, dem es immer freisteht, sich als Ausnahme anzusehen. Von dieser Freiheit macht Gebrauch, ich bitte Euch — oder ich muß meine Lippen wieder schließen und meine Rede, der schon die Flügel wachsen, wieder in das Nest des Herzens zurückscheuchen.»

«Dame», rief ich, von dem Verstand, der Bescheidenheit und der Anmuth dieser Rede gefesselt, «was Ihr auch sagen möget, glaubt mir, ich werde jedes Euerer Worte in einem dankbaren Herzen bewahren und Ihr sollt es weder mit einem Thoren noch mit einem Unehrerbietigen zu thun haben.»

«Nun wohlan!» sagte sie. «Ich klage euch Männer der höchsten Ungerechtigkeit an. Ihr seid blinde, bestechliche, unzurechnungsfähige Richter. Keine Wahrheit ist so ohne allen Zweifel, wie diese, und keine verbreitet so großes

Unglück unter uns Menschenkindern, die wir einmal bestimmt sind, miteinander diesen dunkeln Planeten zu bewohnen. Ihr seid die Mörder von Millionen meines Geschlechts. Wollte man die Gräber öffnen Derer, die in bitterm Leide dahingegangen, die an gebrochenem Herzen starben, oder die ein zweckloses Leben muthlos und ohne Freuden führten, so würdet ihr an diesen durch euch Gemordeten schwere Anklägerinnen finden, die vor dem Throne des Allgütigen, der keines seiner Geschöpfe zur Qual geschaffen, euch zur Rechenschaft zögen. Warum gebt ihr eure Liebe nur dem schönen Weibe? Warum? Weil die schöne Form euern Sinnen schmeichelt, und weil ihr zu sehr auf euer Wohlgefallen und Wohlergehen Bezug nehmt, als daß ihr euch die Mühe geben mögt, zu untersuchen, ob nicht die edelsten Tugenden, die schönste Fülle der Liebe, der Ergebung, der Demuth oft in jener von euch misachteten Hülle stecken mögen! O, und um einer schönen Larve willen täuscht ihr euch wissentlich und ladet Unglück und Jammer nicht allein auf das Haupt Derer, die ihr verachtet

und verschmäht, sondern auch auf euer eigenes Haupt. Denn die Blume der Schönheit welkt schnell und aus ihrer Asche erwächst das Gespenst der Reue.»

Sie hielt hier inne, und eine ängstliche Pause entstand zwischen uns Beiden."

„Ich bin neugierig was du antwortetest, Seneca!" bemerkte der Seekrebs.

„Was sollte ich antworten? Ich machte eine klägliche Miene und that so als suchte ich Stecknadeln auf dem Boden.

«Habt Ihr etwas verloren?» fragte sie.

«Meinen Stolz», entgegnete ich. «Ich kam so übermüthig und sicher zu Euch, und Ihr habt mich kleinmüthig und uachdenklich gemacht. Ach, was ist's um jede Erdengröße, wenn man sie näher untersucht. Ich glaubte die Männer, meine Brüder, im Rechte, wenn sie der Schönheit huldigten, und ich sehe, daß dem nicht so ist.»

«Dem ist wohl so!» rief sie. «Misversteht mich nicht. Der Schönheit huldigen soll alle Creatur, denn sie ist der Athem der Schöpfung, das nothwendige Gesetz ihres Bestehens, nur

soll die Schönheit der Form, der Schönheit des Geistes nicht vorgezogen werden. Die ewigen Tugenden sind auch Schönheiten, und wenn ein Weib sich dieser befleißigt, so soll ein Mann, dem Weisheit am Herzen liegt, dieses Weib ebenso seiner für würdig halten als Die, die mit äußern Vorzügen begabt ist.»

Ich gerieth über diese Worte, die mir der Inbegriff aller Weisheit schienen, dergestalt in Entzückung, daß ich, nicht wissend was ich that, beide Hände der Dame ergriff, sie an mein Herz zog und stammelnd ausrief: «O meine Tugendreiche, kehret in die Welt zurück, deren Zierde Ihr seid! Gestattet uns Männern, jahrelange Unbill an Euch, an Euerer liebenswerthen Person wieder gut zu machen.»

Sie sah mit einem schalkhaften Lächeln zur Erde und sagte: «Es ist zu spät. Ich lebe hier glücklich und zufrieden; weshalb meinen Lebensnachen nochmals den Stürmen aussetzen, die ihn schon einmal an die Klippen geworfen haben? Es ist mit euch Männern nichts anzufangen, ich habe euch aufgegeben. Die, die mir hierher

gefolgt sind, haben sich entschlossen, Dasselbe zu thun. Sucht nicht unsere Entschlüsse wankend zu machen. Glaubt mir, daß, als ich noch in der Welt lebte, es mir nicht an Bewerbern fehlte, selbst nicht an Bewunderern, denn so falsch und schmeichlerisch, wo es euere Zwecke gilt, seid ihr Männer; allein ich erfuhr schnell die wahre Lage der Dinge. Einmal getäuscht, wollte ich nicht zum zweiten mal diesen Hohn erleben; im Gegentheil, ich wollte Trotz mit Trotz vergelten. Darum sammelte ich alle Die um mich her, die an demselben unverzeihlichen Makel litten; ich wollte nichts Schönes mehr um mich sehen, es sollte fortan Alles meine Farbe tragen. Und mit diesem Schwarm von Häßlichen zog ich in die Einöde. Meine Reichthümer verschafften allen diesen Ausgestoßenen eine behagliche Existenz, und ich lehre sie hier in der Einsamkeit die ewige Schönheit verehren, die über gebrechliche Form erhaben ist, und das tändelnde Spiel der Sinne fällt von selbst in sein Nichts zurück. Sollte sich aber dennoch ein Mann finden, der eine meiner Pflegebefoh-

lenen zur Ehe verlangt, so werde ich nicht dagegen sein, im Gegentheil eine reiche Ausstattung wird dieser aus unserer Mitte Scheidenden zu Theil werden, doch würde ich an diesen Mann eine Bedingung stellen.»

«Und welche ist die?» fragte ich gespannt.

«Daß er ebenso häßlich ist als Die ist, die er freit. Alsdann wird er ihr doch wenigstens keine Vorwürfe machen dürfen.»

Unser Gespräch ward hier unterbrochen, indem man, ich weiß nicht was für ein häusliches Geschäft vornahm. Ich wurde verabschiedet, und verließ bald darauf die Burg. Dies ist, Freunde, das Abenteuer, das ich euch mittheilen wollte; es soll mich freuen, wenn es euern Beifall hat. Jetzt bitte ich aber, mir meinen Becher wieder zu füllen, denn ich habe mir die Kehle trocken gesprochen."

„Und du hast deinen Besuch nicht wiederholt?" fragte Einer.

„Was sollte ich da?" entgegnete der Gefragte. „Als Freier mich dort melden? Würde man mich angenommen haben?"

Diese Worte wurden mit einem leisen Zug von Spott um die schöngeformten Lippen gesprochen. Der junge Maler that damit stillschweigend das Bekenntniß, daß er sich nicht für häßlich halte.

Ein Jahr war vergangen. Johann Asselyn schickte sich an, in seine Heimat zurückzukehren. Er ging mit Schätzen und Ehren beladen. Seine Genossen hatten ihn herzlich liebgewonnen. Leonardo war noch zuletzt da, als der Abreisende schon seine Sachen zusammenpackte. Ein Bild stand noch auf der Staffelei und sollte eben in die Kiste gelegt werden. Der junge Landschaftmaler richtete den Blick auf diese Tafel und rief dann erstaunt und einen Schritt zurücktretend aus. „Was ist das, Freund Asselyn? Trau' ich meinen Augen? Das ist ja die Burg der Häßlichen, und das ist ja Dame Crescentia, die mir damals die Thore öffnen ließ. Ist's nicht als wenn ich wieder an diesen

Mauern stände, wie an jenem denkwürdigen Morgen! Doch sprich, wie kamst du zu diesem Allen?"

Der Seekrebs lächelte, als er diese Fragen hörte.

„Ich will dich noch mehr in Erstaunen setzen", sagte er nach einer kleinen Pause, ging an die Thür der Kammer, öffnete sie, und auf der Schwelle stand Dame Crescentia selbst, in der ganzen Glorie ihrer wunderbaren Häßlichkeit.

„Das ist mein Weib", sagte der Seekrebs.

Leonardo schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Also du bist auch in die Burg der Häßlichen gekommen?" rief er endlich.

„Es ist mein Familienschloß", entgegnete Asselyn mit frischem Humor. Ich kam zu den Meinigen. Anfangs trieb mich Neugier hin, dann lernte ich bei öftern Besuchen das gute Herz meiner Crescentia kennen, und als ich endlich als Bewerber auftrat, machte man mir keine Schwierigkeiten. Ach, Leonardo, wie sehr Recht hatte jene edle Dame, die sich mit dir in ein weitläufiges Gespräch einließ, wie sehr

Recht, als sie behauptete, an dem Weibe gäbe es noch eine andere Schönheit, als die des Körpers. Ich habe das beste Herz, das treueste Gemüth heimgeführt und — das Uebrige kümmert mich nicht. Darf ich übrigens Ansprüche machen, — ich — ich, der Seekrebs?"

„Guter Junge, sei glücklich! damit ist ja alles abgethan!" rief der weise Seneca. Und er umarmte Crescentia, und dann schloß er auch Asselyn in die Arme, indem er Beiden versprach, das nächste Jahr zu ihnen nach Holland zu kommen.

Als die ersten Freudenbezeigungen und Glückwünsche vorüber waren, heftete Leonardo nochmals seinen Blick auf das Bild, und fragte dann: „Aber weshalb hast du dich nicht selbst darauf hingestellt?"

„Der junge Bauer", entgegnete Asselyn, „der das Vieh vorüber treibt, sollst du sein. Ich wollte mir zugleich ein Andenken an dich mit nach Hause nehmen. Was hätte es mir genutzt, mein eigenes Conterfei im Bilde zu haben? So aber habe ich auf meiner Tafel

euch Beide, die ihr in meinem Leben eine bedeutende Stelle einnehmt. Die Nachwelt wird dieses Bild wie viele meiner andern Bilder anschauen, ohne dessen Geschichte zu kennen; für mich aber und meine Nachkommen soll es ein Heiligthum sein."

Und Asselyn nahm sein Bild und seine Frau mit in die Heimat.

Leider behielt er die Letztere nicht lange. Crescentia konnte das holländische Klima nicht vertragen, sie welkte hin und starb zum großen Leidwesen des armen Asselyn, der sie geliebt hatte, als wäre sie die schönste ihres Geschlechts gewesen. Der Witwer heirathete später nochmals, und zwar die Tochter eines Kaufmanns zu Lyon, bei dem er auf seiner Reise damals eingekehrt war. Diese Frau war ebenfalls häßlich, sie besaß aber dabei nicht die Herzensgüte Crescentia's. Diese zweite Heirath fiel auf das Jahr 1645.

In Amsterdam, wo unser Maler nun lebte fand er Freunde die Menge, so wie seine Gemälde Käufer. Er war der Erste, der die damaligen Landschaftmaler, die wahren Farben

der Natur lehrte; durch ihn wurden die grünen Tinten Fouquiere's und Paul de Bril's, so wie die ebenso unwahren blauen des Breugel und Savery verbannt, und eine Landschaftsauffassung kam in den Geschmack, die an die schönen Gebilde Claude Lorrain's erinnert.

Unter Denen, die Asselyn's großes Talent anerkannten, befindet sich auch Sandrart, der große Kunstkenner, der sich rühmte, in seiner Sammlung ein vorzügliches Gemälde des Künstlers zu besitzen. In einem Alter von 50 Jahren, **1660**, starb Asselyn zu Amsterdam.

Unter seiner Nachlassenschaft fand man das Bild, das wir beschrieben haben. Er hatte alle andern weggegeben, von diesem jedoch hatte er sich nicht trennen wollen. Betrachten wir es mit Liebe und Rührung, das Andenken des Künstlers feiernd.

Die Rose von Harlem.

Van der Neer.

Nichts ist rührender, als die Geschichte zweier Herzen, die sich finden, die sich meiden müssen, von denen dann das eine in Gram und Reue bricht. Diese Geschichte läßt sich in wenigen Worten erzählen, aber jedes dieser Worte enthält den fruchtbaren Keim von unzähligen melancholischen Gedanken, von Träumereien und Deutungen, die sich auf des Lebens unerforschliches Räthsel beziehen. Wir wollen versuchen, eine solche Geschichte hier dem Leser vorzuführen.

Unsere berühmte Galerie besitzt ein Bild, das, obgleich von einem weltbekannten Maler stammend, doch nur allein durch die einfachen Regungen, die es auf das Gemüth des Beschauers ausübt, nicht durch die Fülle der Kunst,

die daran verschwendet worden, seine Wirkung äußert. Es stellt ein junges Mädchen dar, das am Tische sitzt, auf dem Notenblätter liegen, und das seine Zither stimmt, wahrscheinlich um sich zu dem Gesange zu begleiten, den es eben anstimmen will. Sie ist einsam, kein Zuhörer belauscht sie; es ist also anzunehmen, daß sie auf den Wellen des Gesangs ungestört ihre bekümmerte, von Freud oder Leid bewegte Seele wiegen will. So haben Tausende schon vor ihr gesungen, so haben Tausende nach ihr gesungen; das ist die Art, wie ein fühlendes Herz die ganze, volle Süßigkeit dieser göttlichen Kunst auszukosten versteht: einsam — mit einem schweren Herzen, das durch die Töne erleichtert und entfesselt wird! Der leichte, aber zierliche Anzug der Schönen, ihr geordnetes Haar, das Atlasmäntelchen mit der Pelzverbrämung zeigen, sowie die Ausstattung des Zimmers, der stattliche Marmorkamin im Hintergrunde, daß hier ein Mädchen aus den reichen, bevorzugten Ständen uns sich zeigt. Aber mehr als Kleidung und Umgebung sagt uns das feine, vornehme

Gesichtchen, mit den bleichen Zügen und dem durchgeistigten Ausdruck des Auges, daß unsere Sängerin die Sorgen ihres Herzens, aber nicht die des Lebens zu überdenken hat. Wollen wir uns mit ihr näher bekannt machen.

Adrian van Delft, ein berühmter Rechtsgelehrter, wurde durch Umstände veranlaßt, sich und seine Familie aus seiner Vaterstadt Harlem auf einige Zeit nach Lyon überzusiedeln. Diese Umstände betrafen zum Theil einen Proceß, den er zu führen übernommen, und wobei die betheiligten Personen die Nähe ihres Sachwalters dringend nöthig fanden. In Lyon starb Adrian's Frau, und er sah sich mit seiner heranwachsenden Tochter als Witwer vereinsamt in der ihm fremden Stadt. Doch ein Geschäftsmann findet selten Zeit, sich mit melancholischen Träumereien abzugeben; desto mehr Zeit fand die schöne Margareth dazu, die ihre Mutter zärtlichst geliebt hatte und sich jetzt der Obhut einer alten Ehrenwächterin anvertraut sah. Im Hause des Kaufmanns Bertholet in Lyon, wo Vater und Tochter lebten, herrschte wol Luxus, aber keine ge-

sellige Freude. Bertholet war ein geiziger, alter Hagestolz, der nur Das that, was zur Aufrecht=erhaltung seiner Firma ihm unumgänglich nöthig schien, im Uebrigen aber sich in seinem Comptoir am glücklichsten fühlte, wo ihm seine Rechnungs=bücher die liebste Gesellschaft waren. Adrian hatte dagegen aus seinem Vaterlande den Sinn für Kunst mitgebracht; er sammelte selbst kost=bare Gemälde, und da er zugleich ein Kenner und Liebhaber der Musik war, so bestand er darauf, daß Margareth diese Kunst erlernte und übte. Er hätte, wenn es auf ihn angekom=men wäre, sie auch gern zur Malerei erzogen, aber es schien nicht, als wenn sie dazu Talent gehabt, wenigstens waren ihre ersten Versuche, in denen sie das ernste faltenreiche Gesicht der Duenna abconterfeit hatte, nicht sehr hoffnung=einflößend.

Der Proceß, den Delft führte, war zwar nicht unmittelbar, doch gleichsam durch die dritte Hand gegen den damaligen Statthalter von Oranien, den Grafen Dohna gerichtet, es mußte also darin die Sache hochgestellter Personen ver=

treten werden, und es gehörte Kühnheit und Sicherheit in der Geschäftsführung dazu, diese Angelegenheit zu führen. Um einen Vermittelungsweg einzuschlagen, schickte der Graf einen jungen Mann zu dem Sachwalter, der bereits seit einem Jahre in seinen Diensten stand. Die Vorsicht und die Klugheit erfoderte, diesen Abgesandten aufs beste aufzunehmen, und der junge Van der Neer fand daher die zuvorkommendste Gastfreundschaft im Hause des Advocaten, und solange er in Lyon sich aufhalten würde, war er aufgefodert, sich als Hausgenosse zu betrachten. Auch der alte Bertholet hatte seine Gründe, den Schützling des mächtigen Grafen auf alle Weise in sein Interesse zu ziehen.

Auf diese Weise vergingen mehre Monate; mittlerweile fand sich ein Bewerber um Margareth's Hand ein. Sie war zu einem siebzehnjährigen schönen Mädchen erblüht und man nannte sie in Lyon „die Rose von Harlem". Jedermann wußte, daß sie ein großes Vermögen ihrem Zukünftigen mitbringen werde; Gründe

also genug, daß sich sowol die reichen Kaufmannssöhne Lyons als auch der benachbarte kleinere Adel um den Besitz dieser Perle bemühten. Adrian, da er sah, daß seine Tochter in ihrer Wahl schwankte, entschied für sie, und der Sohn eines seiner Geschäftsfreunde ward der bestimmte Bräutigam des lieblichen Kindes. Aber dieses Kind begann zu fühlen, und zwar trat dieser Zeitpunkt des Mündigwerdens ihres Herzens gerade zu der ungelegensten Stunde ein, nämlich in der, wo ihr Vater die Zusage gegeben hatte. Eglon van der Neer, die Verhältnisse kennend, hatte sich wohl gehütet, eine andere Stellung in diesem Hause einzunehmen, als die eines Gastes, der Höflichkeit mit Höflichkeit erwidert. Aber auch bei ihm war eine Aenderung vorgegangen. Je näher die Stunde heranrückte, wo er scheiden sollte, und das sicherlich auf immer, denn welch einen Grund sollte er fürs künftige finden, in dieses Haus, in das Haus seines Gegners, einzudringen, desto schwerer wurde ihm ums Herz. Sowie sein Creditiv abgelaufen war, so mußte ihn Adrian nothwendig

als einen Aufdringling betrachten, dessen längeres Verbleiben, wenn dieses auch nur auf Stunden sich ausdehnte, ihm lästig fallen, ja sogar seinen Argwohn rege machen mußte. In solchen Fällen treten unerbittlich die Geschäftsverhältnisse in ihre Rechte, und Adrian von Delft war ein zu berüchtigter und berühmter Advocat, als daß er auf diesem Felde auch nur einen Schritt gewichen wäre. Also ein Abschied auf immer — und Eglon liebte, und Margareth liebte! Und Beide thaten sich dieses Geständniß. Welch ein Schrecken, welch ein Gram für diese erwachenden Herzen! Aber die Jugend hat einen engen Bund mit der Hoffnung geschlossen: die Liebenden machten ihren Plan für die Zukunft. Fürs Erste mußte Margareth es übernehmen, ihren lästigen Bräutigam, ohne Aufsehen zu erregen, fernzuhalten und den Zeitpunkt ihrer Vermählung ins Ungewisse und Weite zu rücken; sie kannte die Macht, die sie über ihren Vater hatte, und konnte hoffen, daß er sich hierin ihrem Willen fügen werde. Eglon seinerseits war entschlossen, seine reichdotirte Stellung bei dem Statthalter,

der ihm ein gütiger Beschützer und Beförderer war, aufzugeben, um durch dieses Opfer die Hand Margareth's zu erreichen. Nur unter dieser Bedingung war überhaupt an eine Einwilligung des Vaters zu denken: sie war denkbar, aber noch lange nicht wahrscheinlich. Welche Hindernisse waren auch dann noch zu besiegen! Wie war es wol möglich, den jungen Mann, der das Wort des Vaters hatte, zum Rücktritt zu bewegen. Aber auch Das wollte dann Margareth übernehmen. Mit diesen Zusicherungen reiste Eglon ab.

Es verging ein Jahr, es verging das zweite zur Hälfte, da war es Eglon gelungen, sich von seinen Banden frei zu machen; er war aus dem Dienste des Statthalters entlassen, und um sich einen Lebenserwerb zu verschaffen, hatte er sich auf Erlernung der Malerkunst gelegt. Er wußte, daß Margareth's Vater die Maler schätzte, und er hoffte, durch unermüdlichen Fleiß es bald dahin zu bringen, daß er die Blicke der Kenner auf die Schöpfungen seines Pinsels werde richten können. Das Bild der Geliebten folgte ihm

auf diesem mühevollen Wege. Während er so angestrengt arbeitete, blieb die Tochter des Advocaten einige Zeit ohne Nachrichten von ihm; sie wußte sich dieses Stillschweigen nicht zu deuten, oder vielmehr sie deutete es nach den Einflüsterungen ihres kummerbewegten und zerrissenen Herzens. „Er hat mich verlassen", rief sie schmerzlich, „und er weiß doch, wie harten Kampf ich um seinetwillen zu kämpfen habe!" Dieser Kampf bestand darin, den immer mehr in sie eindringenden Vater fern zu halten; denn das arme Kind wagte nicht, ihm die volle Wahrheit zu gestehen. Endlich mußte dies doch geschehen, und hier entschied sich nun rasch das Geschick der Unglücklichen. Der Advocat, der sich mit dem Sturze seiner Lieblingspläne bedroht sah, zeigte die volle Strenge eines unerbittlichen Gewalthabers und der Tag der Hochzeit wurde bestimmt. Welch eine schreckenvolle Wendung! Noch bis auf die letzte Stunde harrte die Arme und vertraute einem günstigen, vom Himmel ihr zugeschickten Glücke. Dieses Glück blieb aus. Gerade um diese Zeit machte

Eglon Anstalten, sich mit seinem ersten Bilde vor das Tribunal einer Kunstausstellung zu begeben, um dann, wenn er den Preis erlangt haben würde, sich auf den Flügeln der Liebe zur hoffenden und harrenden Geliebten zu begeben. Sie schrieb ihm, und in diesen Zeilen, die der tiefste Gram nicht rührender der verzagenden Liebe in die Feder dictiren kann, schilderte sie ihm ihre verzweiflungsvolle Lage und beschwor ihn, zu kommen, um sie zn retten. Sie wollte Alles wagen, selbst sich dem äußersten Zorn ihres Vaters aussetzen. Dieser Brief blieb ebenfalls ohne Antwort; Eglon erhielt ihn nicht, er war ja auf der Wanderschaft. Nun brach das Herz der Armen; sie sah sich verlassen, dem Elend preisgegeben. Wir sehen sie auf unserm Bilde, wie sie in der Einsamkeit ihren rührenden Schmerz in melodischen Klagen aushaucht; wir sehen, wie sie mitten im Gesang innehält, die Blicke nach der Thür richtet, indem sie Tritte den Gang hinauf zu hören glaubt. O du Beweinenswerthe, lausche nicht vergeblich! Er ist es nicht! Nein — nein, er kommt nicht!

Ach, dieses bleiche Gesicht, von dem Lächeln schmerzvoller und doch süßer Erinnerungen umspielt, wie lebhaft spricht es zu unserm Herzen! Armes Mädchen! Welche grausame Pein erleidest du, und wie trostlos wird die Reue Dessen sein, der, unverschuldet, dir diesen Kummer bereitet!

Wenige Tage nach der Hochzeit erkrankte Margareth. Das Uebel nahm schnell zu und wurde lebensgefährlich. Ein Keim dieses Uebels hatte schon von Kindheit an die Blüte ihres zarten Körpers bedroht, es war ein erbliches Brustleiden. Der Kummer hatte die Krankheit schnell zur Reife gebracht. Wenige Tage, und sie lag hoffnungslos darnieder. Der Schmerz des Vaters, des jungen Gatten war grenzenlos.

Am Todestage Margareth's langte Eglon an. Er kam mit den freudigsten Hoffnungen, in der glücklichsten Stimmung, denn sein Erstlingswerk war mit dem Beifall der Richter gekrönt worden. Eine Zukunft voll Triumphe, mit sicherm Erwerb verbunden, blühte ihm entgegen. In diesem Siegestaumel trat er — an den Sarg

Margareth's! O, auch ihm sank mit einem Schlage die Krone nieder vom Haupte des Lebens — er war vernichtet! Auf dieses blasse Todtenantlitz war er nicht gefaßt. Alle Schrecken des Lebens hätten ihn mannhaft gerüstet gefunden, nur dieses durfte nicht kommen!

Die schöne „Rose von Harlem“ war im Sturm gebrochen.

Eine Frucht hatte diese unglücklichste Periode seines Lebens dem Zurückbleibenden gegeben, sie hatte ihn zum Künstler geschaffen. Der Name Van der Neer wäre in den Annalen der Malerkunst vielleicht gar nicht, gewiß aber nicht in diesem Glanze erschienen, wenn diese Liebe nicht in sein Leben getreten. Margareth wurde aus einer sterblichen Geliebten der unsterbliche Genius der Kunst für ihn. Der Ruhm vollendete, was die Liebe begonnen. Bei jedem neuen Triumphe, den der Künstler sich erwarb, dachte er an Margareth und rief ihr seinen Dank zu. So blieb er ihr auch im Tode treu. Das Bild, das er von ihr malte und wo er sie darstellte wie sie in jenen Stunden trauernd seiner dachte,

blieb als ein Heiligthum in seinem Besitz, und erst nach seinem Tode verkauften es die Erben.

Eglon van der Neer war zu Amsterdam 1643 geboren, ein Sohn jenes berühmten Mondscheinbildermalers Arthur van der Neer. Er empfing den ersten Unterricht von Jakob Vanloo. In seinen spätern Jahren, in denen er sich bald nacheinander zwei mal verheirathete, trat er als Hofmaler in die Dienste des kurpfälzischen Hofes zu Düsseldorf, wo er 1703 im sechzigsten Jahre starb. Der Hof hatte großen Einfluß auf die Richtung seines Talents; während er früher mehr ländliche Scenen gemalt, ging er jetzt zu Terburg's Genre über und nahm die galanten Hofgeschichten zum Gegenstande. Er war darin jedoch nicht so glücklich wie Terburg, Van der Werff und Andere. Seine Phantasie gab ihm nicht das Feine und Graziöse in den Pinsel, Eigenschaften, die dergleichen Darstellungen nie fehlen dürfen. Geachtet von seinem Fürsten, ge-

liebt von seiner Umgebung, schied er aus dem Kreise der Lebenden. Seine Witwe blieb am Hofe und beschäftigte sich mit Bildnißmalen.

Eine Vision Holbein's.

Holbein.

Es war an einem stürmischen Herbstabende, als aus dem Thore Basels ein Jüngling einsam hinausschritt und seinen Weg über die verödeten Felder nahm. An der Kirchhofmauer eines Dorfes blieb er stehen, und sich an das Gemäuer lehnend, richtete er melancholische und träumerische Blicke auf das Todtenfeld. Der Sturmwind brauste und die Dohlen umringten kreischend den alten Thurm der Dorfkirche. Es war einsam; auf der fernen Landstraße bewegte sich langsam ein schwerbeladener Frachtwagen; es gingen Männer den Hügel hinauf und gegen den rothen Streifen des Abendhimmels zeichneten sich ihre dunkeln Gestalten ab. Aus der Sacristei der Kirche ertönte ein einförmiger schleppen der Gesang und in einiger Entfernung von der

Mauer öffnete ein frischgegrabenes Grab seinen dunkeln Schlund. Der Jüngling schien seine Blicke ganz besonders auf dieses düstere Schlummerbett zu richten. Plötzlich veränderte er seine Stellung, er beugte sich weit über, als verfolgte er den raschen Gang eines Wesens, das über die Gräber dahinschritt, dann schlug er die Hände vors Antlitz und stöhnte laut. Wie er von seinem bleichen Gesicht die Hände fallen ließ, glitten über seine Lippen die Worte: „O Herr des Himmels! Alle Creatur ist vergänglich, und du hast sie nur geschaffen, damit sie das Bittere des Todes erfahre! Grausames Gesetz, womit haben wir diese Strenge verdient!"

Er hielt inne, und nahm seine frühere, nachdenkende Stellung wieder an.

Unterdessen hatte von der Landstraße her, ein Reiter dem Dorfe sich genähert. Es war ebenfalls ein junger Mann, aber in halb ritterlicher, halb vornehm bürgerlicher Kleidung. Er stieg vom Pferde ab, und als er den Mann an der Kirchhofmauer erkannt, schritt er rasch auf ihn zu.

„Hans, du hier!“ rief eine freundliche wohlklingende Stimme, „und wieder in deinem alten Träumereien versenkt!“

Ohne zu antworten reichte der Angeredete die Hand dem Reiter hin, der sie ihm herzlich schüttelte. Nach einer Weile fragte der Erstere: „Wo kommst du her, Hubert?“

„Von dem Vorwerk drüben“, war die Antwort. „Mein Vater hat es angekauft, und ich soll es nun als mein Besitzthum betrachten. Der Voigt des Grafen hatte die Gefälligkeit, mir die Felder und die Baulichkeiten genau zu zeigen, und ich habe mit diesem erfahrenen Manne über mein künftiges Einkommen gerechnet. So werde ich denn wohlbestallter Bürger von Basel. Es sei darum; irgend einmal mußte ja doch das freie Herumwandern aufhören. Bei dir freilich, Hans, soll es erst anfangen.“

„Siehst du jene Grube dort?“ fragte der Träumende plötzlich, und zeigte auf die Stelle auf dem Gottesacker.

„Nur zu heirathen, soll man mich nicht

zwingen", fuhr der Andere fort. „Alles, nur das nicht. Meine Landsmänninen, sie mögen alle Tugenden der Welt in sich vereinigen, aber wenn man die Französinnen, und vollends die Spanierinnen kennen gelernt hat, so kann man sich in die prüde Ehrbarkeit dieser Jungfrauen, die wie Kirchenbilder daherschreiten und paarweise, mit gesenkten Blicken der Mutter Tritt auf Tritt folgen, nicht vertraut machen. Soll ein solches Winkelmaß die Mutter meiner Kinder sein? Soll ich die Sommernächte kosend mit einem solchen Linial auf der Terrasse eines Hauses sitzen? Werden mir die Lippen nicht eingeklemmt werden, wenn ich versuche, sie an diesen hartgeschlossenen ernsten Mund zu bringen? Nein, nein! Ich weiß, was es heißt, seine Hand um einen elastischen biegsamen Leib legen; ich habe einen kleinen Fuß gesehen, der sich bequem neben mir auf den Teppich des Sitzes niederlegt und ich liebe diese ungenirten Frauen über alles Maß hinaus. Aber du hörst mich wol gar nicht an, Freund? Was ist dir nun wieder? Komm in die Stadt zurück, wir wollen

muntere Gesellschaft aufsuchen. Oder willst du lieber zu meinen Aeltern gehen? Christel wird dich erwarten. Aber setze diesem Kinde nichts in den Kopf — hörst du? Sie fängt schon auch an, nach deinem Vorbilde den Kopf zu hängen, und wunderliche Dinge zu sehen, die Niemand anders sieht.

So plaudernd ergriff der junge Reiter den Arm des Freundes und brachte ihn mit Gewalt von der Kirchhofmauer fort. Mit der andern Hand führte er sein Pferd am Zügel sich nach. Sie gingen der Stadt zu. Der Wind blies in die rothen und gelben Federn auf der Mütze des Reiters, und seine hellen Locken flatterten den Nacken hinab. Er war, was die Frische und die Lebhaftigkeit seines Gesichts betraf, schön zu nennen, einen seelenvollen Ausdruck jedoch zeigte das Antlitz seines Genossen, der sich Hans Holbein nannte, und sich der edlen Malerkunst ergeben hatte. Der Reiter war der zweitgeborene Sohn des reichen und angesehenen Bürgermeisters von Basel, des Hieronymus Meyer, eines Mannes, der wegen seiner Fröm-

migkeit und seiner Verdienste um die Stadt, in hohem Ansehen stand.

Als die Jünglinge schon nahe am Thore waren, sah sich Hans nochmals um. „Wonach siehst du?" fragte Hubert.

„Folgt er uns nicht?" sagte jener.

„Wer?"

„Frage mich nicht. Es ist ein Mann in einem erdfahlen Mantel, den er oben beim Kinn fest zusammenhält, damit er nicht flattere und seine Gestalt verrathe. Hast du ihn nicht, als wir an der Mauer standen, drüben, jenseit der Kirche hingehen sehen."

„Narrheiten!" sagte Hubert verdrießlich. „Ich habe Niemand gesehen und es hat sich auch Niemand gezeigt. Du wirst machen, daß ich mich ganz von dir zurückziehe, wenn du diese Possen nicht läßt."

„Das nennst du Possen!"

„Freilich; schwarzgallige, finstere Possen, wie es lustige, warmblütige Possen gibt, das ganze Leben ist nichts als Posse. Lerne das von mir."

„Weiß Gott“, sagte Johannes mit düsterer Stimme, „ich tränke, spielte und liebte auch mit dir, wenn es nur ein häßliches Ding nicht gäbe!“

„Und dieses ist?“

Johannes schauerte zusammen und sagte, sich umsehend, leise: „der Tod!“

Sie schritten durchs Thor hindurch.

Im Hause des Bürgermeisters waren die Fenster erleuchtet, man bewirthete dort einen Vornehmen. „Wer ist dieser Mann mit den ernsten und doch gütigen Zügen?“ fragte Johann seinen Freund, als sie in einer Fensternische zusammenstanden und sich die kleine Gesellschaft betrachteten, die bei Früchten und Wein am runden Tische beisammensaß.

„Der berühmte Erasmus von Rotterdam“ entgegnete Hubert. „Das Licht aller Federfuchser und Foliantenfresser. Der große Mann erzeigt uns die Ehre, in unser Haus jedesmal einzusprechen, wenn er seine große Tour macht, das heißt, wenn er sich alle Weihrauchfässer und Becken, die es gibt, von seinen Verehrern

an den Kopf werfen läßt. Betrachte ihn mit Ehrfurcht, vielleicht kannst du sein Bild malen, womit dem Wackern eine große Freude geschähe. Diese Nase, mein' ich, sollte leicht zu treffen sein, sie ist gehörig groß und ausgebildet. Der Mund hat nicht das Ansehen, als wenn er sich viel mit Liebeshändeln abgegeben und auch die Augen scheinen mir nicht zum Tändeln geschaffen."

„O stille!" rief Johannes, „verleide mir dies Gesicht nicht, das mir gefällt."

Die kleine Christine kam, um ihrem Freunde und Gönner einen guten Abend zu bieten. Johannes richtete ein paar freundliche Worte an das Kind.

„Wie mein Papa glücklich ist!" fuhr Hubert fort, die Gruppe am Tische betrachtend, „sieh nur, wie sein Auge leuchtet! Gewiß ist er noch ein schöner Herr! Man kann nicht mildere und doch zugleich festere, männlichere Züge haben, als er sie hat. Die schwarzen Augen hab' ich von ihm, das blonde Haar aber von der Mutter. Die Tante Jacobäa, des Papas

Schwester, ist eine echte altbaseler Wittib, streng, fürchterlich ernsthaft und immer mit einem weisen Sprüchlein auf den Lippen. Für sie bin ich mit Haut und Haar ein verlorener Bursch. Tröstet Euch, liebe Tante, es können nicht alle Leute heilige Johannisse werden, die ihr Frühstück darin finden, einige Dutzend Heuschrecken, frisch wie sie eben aus der Luft fallen, zu verspeisen."

„Was steht ihr so allein? Kommt doch an den Tisch!" tönte die Stimme der Bürgermeisterin herüber. Holbein kam heran, und wurde dem Erasmus vorgestellt. Der berühmte Gelehrte, dem die Bildung des Jünglings gefallen mochte, wendete während des Verlaufs des Abends mehrmals die Rede an ihn, und erfreute sich sichtlich an den einfachen, aber sinnvollen Antworten des Jünglings. Er vernahm, daß dieser Maler sei, und fragte ihn dann, ob er noch kein größeres Werk geliefert. Statt seiner antwortete der Bürgermeister: „Noch nicht, aber bald, hoffen wir Alle. Er soll auf der Mauer des Kirchhofs zu St.-Peter uns ein

Bild nach seinem Geschmack und nach seiner Wahl malen. So hat es der Rath ausgemacht, und ich habe gern dazu meine Zustimmung gegeben."

„Oder vielmehr, Vater! Du hast den Plan angegeben" rief Hubert. „Ohne dich wäre der hochweise Rath auf Herrn Holbein nicht aufmerksam geworden. So kommt mir wenigstens die Sache vor."

„Und so ist sie auch", sagte Johannes kurz.

„Nun wir wollen denn der Dinge harren, die da kommen sollen", sagte der berühmte Gelehrte. „Seid ihr denn schon einig über den Gegenstand, junger Mann?"

„Eine Grablegung unsers Herrn", erwiderte Johannes. „So denke ich wenigstens, soll's werden. Aber freilich die Gedanken gehen mir etwas sonderbar im Kopfe herum und ich weiß nicht, wie es noch sich gestalten wird. Gott wird mir's zeigen."

„Das wird er", wiederholte der Gelehrte, beifällig das Haupt neigend, dann zu Hubert hinaufsehend, fragte er, „was wird denn aus deinem Zweitgeborenen werden?"

„Ich erziehe ihn zum Landbebauer“, entgegnete Meyer.

„Eingedenk des Spruchs Horatii“, setzte Erasmus hinzu: „Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bovis suis exercet.“

„Der Teufel hole die Gelehrten!“ flüsterte Hubert zu Johannes. „Was hat er da gesagt? Man spricht Latein in der Messe, aber man spricht nicht Latein an einer geselligen Abendtafel.“ Er stand auf und entfernte sich mürrisch.

„Des Lebens Mühen und Wirren“, fuhr der Bürgermeister fort, „wer sie kennen gelernt, bekommt sie herzlich satt. Es dürstet der Seele nach Frieden. Warum soll' ich, der ich diesen Frieden erst spät erlangt, warum soll ich ihn nicht frühzeitig meinem Jungen gönnen? Mag er sehen wie er sich einrichtet. Hat die Stadt später seine Kräfte nöthig, soll sie ihn rufen. Allein so früh, wie ich es thun mußte, mit der Welt Händel sich befassen, das soll er nicht. Seine Männerehre soll in der Stille reifen. Die Welt ist eitel und wenn sie kann, so macht

sie uns auch eitel. Ich hab's erfahren, und danke Gott in meinem Kämmerlein, daß ich in diesem Treiben ein klein Körnlein Demuth habe retten können, denn sie haben mir auch ihre goldenen Ketten umgehängt, und mich auch ihren lieben Sohn genannt, daran hat es nicht gefehlt."

„Du hast als guter Hausvater dein Haus bestellt", sagte Erasmus. „Freundes Lob ist nicht Schmeichlers Lob; sei darum zufrieden."

Die Frauen hörten diese Worte des berühmten Mannes mit freundlichem Lächeln an. Die kleine Gesellschaft blieb noch bis spät in die Nacht hinein beisammen.

Die Aeltern waren ausgegangen um einem Feste beizuwohnen. Christine war zu Hause geblieben, Holbein malte sie. Das Bild sollte eine Ueberraschung für die Mutter sein, deshalb war diese Stunde gewählt. Die Tante Jacobäa hatte sich anfangs bei der Sitzung eingefunden, dann aber hatte sie sich entfernt, um häusliche

Geschäfte zu besorgen. Johannes saß da, den Pinsel müßig in der Hand haltend und mit starrem Blicke vor sich hinsehend. Endlich fragte das junge Mädchen, was ihm sei, ob ihm unwohl geworden.

„Ich will abwarten“, entgegnete er, „daß die Wolke sich entferne, die jetzt die Sonne verhüllt. Auch ist mir heute keine gute Malerstunde beschieden.“

„So wollen wir's lassen“, sagte Christine aufstehend, „die Aeltern werden ja ohnedies bald wieder da sein. Auch ich möchte viel lieber mit dir sprechen, lieber Hans, als so still da sitzen und vor mich hinsehen.“

„So sprich!“ rief der junge Maler.

„Hast du die Theophania Willmannin gekannt?“ fragte das Mädchen.

Er neigte bejahend das Haupt.

„Sie ist gestern Nacht gestorben — plötzlich — fast unerklärlich!“

„Ach!“ rief Johannes und ließ entsetzt den Pinsel fallen, „so ist's mit dieser Einen bereits eingetroffen.“

„Was willst du damit sagen?"

„Höre mich an. Nur dir erzähle ich's; die Andern wollen und können mich nicht verstehen. Mir ist in diesen Tagen etwas Seltsames geschehen. Mädchen, etwas sehr Seltsames. Wenn wir in den Zeiten der Propheten und Seher lebten, könnte ich glauben, Gott hätte mich auserlesen, um dem verblendeten Geschlechte die furchtbaren Schrecken des Gerichts, die unser warten, in lebendigen Bildern vorzuhalten. Doch zur Sache. Du weißt, ich gehe öfters an Orte hin, wo ich weiß, daß fröhliche Menschen beisammen sind, wo es geräuschvoll und lustig hergeht. Ich thue das, um den innern Drang in mir zu bekämpfen, der immerdar mich zur Einsamkeit, zur Trauer, zur melancholischen Betrachtung treibt. Zuweilen gelingt es mir den Dämon zu bannen, und ich kann dann mit den Frohen froh sein. So war ich am vergangenen Sonntage im Dorfe Allenzell, wo die Kirmes gefeiert wurde. Das ganze Dorf war mit fröhlichen Menschen angefüllt. Alles trieb sich bunt durcheinander;

die Fideln erklangen, die Flöten jubelten, die Metallbecken schlugen hell zusammen und in diese Fanfaren der Musik mischte sich die singende Menschenstimme, die aus hundert hell-gestimmten Kehlen emporwirbelte. Ich trat in die große Halle der Dorfschenke. Soeben begann der Tanz. Die Abendsonne warf schräg ihre rothen Lichter durch die niedrigen, geöffneten Fenster, vor denen Weinlaub und Epheu spielten. Ich setzte mich in einen Winkel und sah zu. Ich sah und sah, und mein Auge gerieth ins Starren. Wie im Traum hörte ich, daß man zu mir sprach und mich auffoderte mitzutanzen. Ich antwortete nicht; Musik und Lärm tobten weiter. Mit einem male war es mir, als sähe ich mitten unter den Tänzern ein Etwas, das sich rasch bewegte, bald auftauchte, bald verschwand, bald hier, bald dort zu sehen war, und dessen eigentliche Beschaffenheit und Gestalt mir nicht deutlich werden wollte. Es war ein Etwas, das in einem langen, von Wind und Wetter gebleichten Mantel gehüllt war. Wo es auftauchte, hatte es irgend einen Tänzer,

oder eine Tänzerin im Arm, und es tanzte mit. Die Anstrengung, mit der ich dieses geheimnißvolle Wesen verfolgte, machte, daß mir die Augen schmerzten und ich sie mit der Hand auf wenige Secunden bedecken mußte. Ich redete mir ein, daß Das, was ich für ein selbständig Ding hielt, nichts als ein blaßgelber Mantel sei, den einer der Tänzer sich umgehängt; aber wenn ich nun wieder in den wilden Knäul der Tanzenden hineinblickte, sah ich ganz deutlich, und höher wie die Andern, das Wesen mit seinem flatternden Tuche auftauchen und wilde, entsetzliche Sprünge machen. Niemand, als nur ich, schien diesen fremden Eindringling zu sehen. Sie alle tanzten fort, ja sogar mit ihm, ohne sich zu verändern."

„Halt ein!" rief Christine schauernd. „Ich weiß, wer es war!"

„So nenne ihn nicht!" flüsterte der Erzähler und sah sich scheu um.

Tiefe Stille herrschte im Gemache.

„Höre weiter. Sie tanzten und dieser gräßliche Tänzer tanzte immer mit. Wie wild waren

die Sprünge, die er machte! Welch ein Hohn lag in der graziösen Haltung, die er zuweilen annahm, und mit welcher entsetzlichen Gefallsucht, wie ein verliebter Zierbengel nahte er sich einer hübschen Dirne und legte seinen entfleischten Arm um ihren Leib. O über Alles war dies Bildniß schrecklich! Wen er berührte, wurde bleich, aber er tanzte fort; ja er tanzte um so wilder. Zuletzt deckte fast alle Tänzer die Blässe des Grabes, denn in fast Aller Armen hatte der Entsetzliche geruht. Doch nicht allein bleich wurden sie, eine noch grausenvollere Wandlung ging mit ihnen vor; sie verloren das Fleisch von ihren Gebeinen, wie man ein Gewand verliert. Die blonden Lockenflechten des schönen Mädchens fielen wie Zunder von ihrem Haupte, und sie tanzte weiter mit dem nackten Schädel, ohne es zu bemerken. Unter den Händen des Tänzers ging der volle Busen der Tänzerin verloren und er hielt die Rippen der Brusthöhle an sich gepreßt. Der kräftige Arm des jungen Tänzers wurde dünn und der weite Aermel schlotterte herum. Die Knochenhände

krallten sich bald um diese, bald um jene Hüfte, und die fleischlosen Gesichter grinsten einander an. Aber immer tanzten und wirbelten die Paare durcheinander, und immer höhere Sprünge machte der Entsetzliche in ihrer Mitte, der sich jetzt nicht weiter verhüllte und wie ein Sieger über Alle thronte. Länger konnte ich's nicht anschauen, mein Herz drohte zu brechen. Gott, Gott, rief ich, hast du Diesem soviel Macht gegeben, und was ist's dann um das Leben deiner Creatur! Grausamer Gott, warum uns schaffen, um uns dann unerbittlich Diesem anheim zu geben! Meine Seele zitterte wie ein Blatt im Winde, und ich hätte Ströme Thränen weinen mögen, um das Geschick der Menschen, meiner Brüder.

Eine Stimme rief: «Schau auf!» Und ich sah mich selbst im Tanze und ein besonderes gräßliches Ungethüm hielt mich umschlungen. Freilich war ich alt, aber ich war es und ich mußte für den verbrecherischen Seufzer, den ich ausgestoßen mein eigenes Ende erblicken, wie es mit ungewöhnlichen Schrecken begleitet sein wird.

O diese Stunde werde ich nie vergessen. Wie ich die Halle, das Dorf verlassen habe, ich weiß es nicht.

Ich habe also noch lange Jahre vor mir, aber mein Ende wird schrecklich sein.

Jenes Mädchen, das du genannt, war eine der Ersten, die ich erbleichen sah."

Der Erzähler hielt hier inne, übermannt von der Fülle der Eindrücke, die neu auf seine Seele einstürmten. Seine Zuhörerin richtete kummervolle Blicke auf ihn. Auch sie war erschüttert und ihr sonst so sanftes Auge leuchtete in fieberhafter Glut.

„Sahst du auch mich?" fragte sie leise.

Er schüttelte das Haupt. „Weder dich, noch einen der Deinigen."

Sie blickte mit dankbarem Auge gen Himmel, dann sagte sie tröstend zu dem Freunde. „Glaube mir Johannes, so sehr ich an eine Geisterwelt glaube, die uns abwechselnd Schrecken und Tröstungen zuschickt, so weiß ich doch Traum vom Leben zu unterscheiden Du hast geträumt, Freund und Bruder. Die Hitze der Halle

hatte dich in Schlummer gewiegt, und dir die Gebilde gezeigt.

Ohne etwas hierauf zu erwidern, sagte Johannes: „Seitdem sah ich oft den «Verhüllten» an mir vorbeischreiten. Kürzlich noch, als ich mit deinem Bruder zusammentraf, ging er über ein frischgeschaufeltes Grab und hinter der Kirche weg. Es ist, als foderte er mich zu Etwas auf, als müßten wir in Compagnie ein Werk schaffen. Es geht mir wie ein Gedankensturm im Gehirn umher. Wo ich hinsehe, sehe ich ihn. Er ist überall und immer winkt er mir, doch nicht so, als sollte ich ihm folgen; nein, als begehrte er etwas von mir, als sollte ich ihm dienen, zu seinem Ruhme, zu seiner Ehre und Verherrlichung etwas beitragen. Was ist das? Was will der Schreckliche von mir, gerade von mir? Kann ich ihn loswerden? Ach, ich fürchte nicht eher, als bis ich ihm seinen Willen gethan.

Nun, er soll seinen Willen haben. Er soll seinen Triumph sehen, aber zugleich alle die Schrecken, die er verbreitet, den scheußlichen

Hohn, mit dem er seine Werke treibt, kurz ich will ihn als den Beherrscher der Welt zeigen, aber mit einem Antlitz, vor dem Jeder zurückbebt. Er soll wissen und sehen, wie grenzenlos ihn Alles scheut und flieht was da lebet. Freut es ihn so auf dem Siegesthron zu sitzen, so soll er diese Freude haben. Gott, der die Liebe ist, wird diesen gräßlichen Dämon einst für seinen Hohn züchtigen."

Mit diesen Worten entfernte sich der Künstler, denn er war nicht in der Stimmung, die heimkehrende Familie zu empfangen.

Es war am Himmelfahrtstage, als das neue Gemälde an der Kirchhofmauer zu St.-Peter enthüllt und der Menge öffentlich gezeigt wurde. Der Gegenstand war neu und seltsam. Der Tod war dargestellt, wie er alle Stände und jedes Alter des Lebens zum Tanze auffodert. Zum Tanze! Wie wundersam! Der Tod — tanzend! Nie hatte man dergleichen sich vor-

gestellt. Der junge Meister ward das Gespräch des Tages. Man lief in Scharen hin, um diesen Todtentanz zu sehen. Grausen und Schrecken bemächtigten sich der Stadt; Niemand wollte mehr tanzen. Die jungen Burschen auf den Kirmessen fanden keine Tänzerinnen, denn die ängstlichen Mädchen waren alles Ernstes überzeugt, daß die frische Wange ihres Geliebten nur eine erlogene sei, daß er, während er seine Beute im Tanze herumwirbelte, seine Maske plötzlich abwerfen und als jener fürchterliche Tänzer an der Kirchhofsmauer erscheinen werde. Kein altes Mütterchen getraute sich spät Abends an dem ehrwürdigen Gottesacker von St.-Peter vorbeizugehen, denn sie mußte gewärtig sein, daß der Tänzer hervortreten werde, um sie zu einem Tanze aufzufodern. Und daß dieser Tänzer zugleich Musikant war, erschien als doppelt schreckenerregend, denn nun brachte er seine eigene Musik schon mit, und brauchte auf kein zögerndes Stadtmusikchor zu warten. Man fragte sich, welches die Weise sei, die er spielte, und plötzlich kam ein damaliger Lieblingstanz

in Verruf, weil einige Dirnen behaupteten, sie hätten im Traum den scheußlichen Tänzer nach dieser Melodie die fleischlosen Glieder schwingen sehen. Doch nicht allein das Volk und die Jugend geriethen über das neue Bild außer sich, auch die höhern Stände, die Bürgerschaft der Stadt, der hochweise Rath, die umwohnenden Ritter, die Prälaten, Alles sprach und zürnte, denn Jeder sah seinen Stand repräsentirt, bis zum Papst und Kaiser hinauf, bei diesem Grabes-ballet. Und daß der Tod dabei so guter Dinge war, daß er das fleischlose Maul bis weit hinter die Ohren in ungeheurer Lustigkeit auf-sperrte, machte, daß die Beschauer sich gar nicht mehr zu fassen wußten. In die Gewalt dieses Scheusals war also die ganze Mensch-heit gegeben; an dieses Ungethüm sah man sich verrathen und verkauft! O Entsetzen über Ent-setzen! Die Prediger auf den Kanzeln gaben sich Mühe, von der Lieblichkeit des Todes zu sprechen, sie nannten ihn einen Boten des Herrn, der unter dem Kosen der Frühlingslüfte kommt, um die Seele in die Rosengärten Salems zu

bringen. Man glaubte ihnen nicht, man zeigte auf die Mauer zu St.-Peter und rief: „Das ist er! so sieht er aus!“ Vergebens bemühten sich die gelehrten Poeten, aus den alten Schriften zu zeigen, wie die Griechen den Schrecklichen unter der Gestalt eines, die Fackel senkenden Genius dargestellt; man lachte sie aus, man zeigte auf die Kirchhofmauer zu St.-Peter und rief: „Das ist sein getreues Conterfei!“

Das unbeschreibliche Aufsehen, das dieses Bild machte, lenkte Aller Blicke auf den noch jungen Maler. Unter den Vielen, die für seine Zukunft zu sorgen sich entschlossen, war Erasmus von Rotterdam nicht der Letzte. Er foderte den Künstler auf nach England zu gehen und gab ihm ein Empfehlungsschreiben mit, an den Kanzler Thomas Morus, jenen berühmten Günstling Heinrich's VIII. Holbein entschloß sich zu reisen.

Vor seinem Scheiden machte er auf Wunsch seines mächtigen Gönners und Beschützers, eine Skizze zu dem später von ihm ausgeführten berühmten Gemälde der Maria, vor der die

Familie des Bürgermeisters kniet. Meyer war damals in Besorgniß, daß ihm nicht lange mehr gegönnt sein könne, mit dem Seinigen die Ruhe und den Frieden zu genießen, die ihm bis jetzt zutheil geworden. Die kriegerischen Begebenheiten, die politischen Unruhen nahten sich immer mehr dem Gebiete der schweizerischen Städte. Es wetterleuchtete von allen Seiten am Horizont, und mehr als ein Wetter zog heran. Bei solchen Aussichten wollte der fromme Mann sich und die Seinen recht sichtbarlich dem Schutze der mächtigen Gottesmutter empfohlen sehen. Er wollte seine größten irdischen Schätze, sein Weib und die Kinder, die sie ihm geboren, vor der Himmlischen kniend niederlegen. Dieses Bild sollte der Hort der Familie sein; um ihn herum sollten sich künftige Geschlechter scharen. Es war ein rührendes Zeichen großer Anerkennung, daß der würdige Mann die Ausführung dieses Bildes Holbein übertrug, und unser Johannes wußte den Werth des ehrenden Auftrags gebührend zu schätzen; nur fühlte er sich noch nicht reif genug, es jetzt schon auszuführen.

In England angelangt, malte er daselbst das Bild des Kanzlers nebst seiner ganzen Familie, nachdem er ihm das mitgebrachte Porträt des Erasmus zum Geschenk gemacht. Thomas Morus wußte einen Künstler wie Holbein zu schätzen, er machte den Ankömmling mit dem König bekannt, und Heinrich VIII. nahm den Künstler gütig auf. Morus hatte dem König die Bilder, die Holbein für ihn gemalt, nämlich das oben erwähnte Familienbild zum Geschenk gemacht, der König schickte ihm diese Gabe wieder zurück mit dem Bemerken, jetzt da er die Hand besitze, die diese Kunstwerke schaffen könne, brauche er die Bilder nicht. Und in der That brachte Holbein's Pinsel, im Dienste des Königs, große Schöpfungen hervor. Heinrich selbst ließ sich von ihm malen und dann seine Gemahlinnen, seine Kinder. Der Hof folgte diesem Beispiel und es war fast keine hochgestellte Person zu finden, die nicht das Verlangen geäußert, ihr Bild von dem deutschen Künstler zu besitzen. Er konnte die Fülle der Arbeit nicht bewältigen, und mußte sich auf

einige Monate in die Einsamkeit, aufs Land zurückziehen, um nur zu sich selbst kommen zu können. Das Bild des Hofgoldarbeiters Morett, das die Galerie besitzt, ist eines der besten Bilder aus jener Zeit.

Darüber waren Jahre vergangen. Heimgekehrt in sein Vaterland, machte er sich jetzt daran, das Bild der Meyer'schen Familie zu vollenden. Er war jetzt ein gereifter Mann, und stand auf der Höhe seiner Kunst. Er wagte es nunmehr, das jungfräuliche Ideal der Himmelskönigin, wie es in ihm lebte, zur Darstellung zu bringen. Und er schuf das herrliche Meisterwerk, das wir vor uns sehen. Es ist ein Bild, wie es die glühendste Andacht, der innigste Glaube, vereint mit der vollendesten Kunst und dem feinsten Schönheitssinne nur schaffen können. Ein Bild, für alle Zeiten zum Trost und zur Freude gemalt.

In der Familie seines väterlichen Freundes waren unterdessen Veränderungen vorgegangen. Während Holbein in England sich befand, waren in der Schweiz Unruhen ausgebrochen. Der

Bürgermeister und die Seinigen hatten flüchten müssen, der würdige Mann hatte Drangsale aller Art erfahren und manches bittere Geschick war über sein ergrauendes Haupt hereingebrochen. Endlich war er zum Sitze seiner Väter heimgekehrt, allein die, die ihm bisher immerdar gefolgt, folgten ihm jetzt nicht mehr: ein Grab in der Fremde deckte die Gebeine seines Weibes. Auch der Sohn, der Kriegsdienste genommen, war verwundet und erkrankt ins Aelternhaus zurückgekehrt, nur mit Christine war eine erfreuliche Aenderung vorgegangen, sie war zu der schönsten, lieblichsten Jungfrau erblüht, und jetzt wurde sie Holbein's Gattin.

Der Bürgermeister, in den Zeiten seiner Noth, hatte das kleine Bild, das damals der Künstler gemalt, stets bei sich geführt, er wünschte jetzt die daselbst angebrachten Figuren gerade so ausgeführt zu sehen, wie sie sich auf dieser Skizze zeigten. Diesem Wunsche willfahrte Johannes. War es ihm doch selbst ein Bedürfniß, die Zeit seiner eigenen Jugend in diesem Bilde festzuhalten. Mit der Kunst des Mannes vollendete

er rasch, was das Jünglingsauge geschaut, das Jünglingsherz empfunden. So trat das Große, das Schöne, das Vollendete zu Tage. Hubert, der kecke, frisch in das Leben hinausschauende junge Mann, ist auf unserm Bilde noch der Jüngling, wie ihn der Anfang unserer Erzählung gezeigt, man sieht in ihm die werdende, männliche Schönheit. Er ist kniend dargestellt und legt die Hand auf ein hübsches, goldgelocktes Kind, dem jüngsten Sprößling der Familie. Meyer selbst ist ganz der edle, kernhafte Mann, voll Adel und Gewissensreinheit, wie wir ihn hier zu schildern versucht. Dieses ehrliche Auge mit seiner Glaubenstiefe, hat sogleich unser Herz für sich gewonnen, und wir gewinnen den Mann lieb, der noch aus der Ferne der Jahrhunderte so menschlich wahr und lebendig treu zu uns spricht. Ein echter Hausvater, im wahren Sinne des Worts. Alles an ihm Biederkeit, Ehrlichkeit, Treue. Sein Weib gefällt uns nicht minder, sie ist keine Schönheit, aber sie ist ein gutes, edles Weib, ein Weib, wie sie in diesen Kreis hingehört. Sie hat sich still ergeben aufs

Knie niedergelassen, neben der Schwester ihres Mannes, die zunächst der heiligen Jungfrau kniet, und die in ihrer verhüllenden Witwentracht wenig von ihrem Antlitz sehen läßt: wir können aus diesen Zügen nicht herauslesen, ob wahre oder nur verstellte Frömmigkeit sie an diesen Platz geführt, wir wollen das erstere annehmen. Am zartesten hat des Künstlers Pinsel die feinen Contouren an der Gestalt des jungen Mädchens gebildet, die eben auf der Grenze steht, auf der das Kind zur Jungfrau übergeht. Auch sie ist nicht schön, aber sie ist lieblich, in naiver Jungfräulichkeit rührend, und der Zug von Nachdenken und Träumerei, der um das niedergeschlagene Auge lagert, zeigt an, wie sie frühzeitig befähigt war, unserm Künstler zu folgen, wenn seine düstere Phantasie ihn gefahrvolle und einsame Pfade führte. Sie verstand ihn, wo ihn vielleicht noch Niemand verstand. Er hat ihr eine bräutliche Krone aufs Haupt gesetzt, zum Vorzeichen des Standes, in das er sie selbst geführt.

Von der Madonna selbst sagen wir nichts;

sie muß erschaut und — angebetet werden. Es ist, Raphael's Madonna selbst nicht ausgeschlossen, das vollendetste Madonnen-Ideal, das gesehen werden kann. Vielleicht hat Raphael's Madonna noch mehr Hoheit, dafür hat diese mehr Demuth und Liebe. Das Kind, das einen kranken Ausdruck hat, gleichsam als hätten die irdischen Leiden des Gottessohns in diesem Alter schon angefangen, streckt das Händchen aus, um die Familie zu segnen. Es ist die Behauptung aufgestellt worden, das Kind auf dem Arme der Mutter Gottes sei das erkrankte Kind des Bürgermeisters und ihr eigenes stehe unten. Doch nirgends findet sich eine Nachricht, die diese Hypothese bewahrheitet; es wäre dies auch völlig dem kirchlichen Herkommen ungemäß. Es läßt sich nicht denken, daß die Madonna ihr eigenes Kind auf den Boden setzen und ein fremdes auf die Arme nehmen werde. Sie thut dies nicht einmal mit dem heiligen Johannes, der doch oft mit Christus zusammen in ihrer Nähe ist, wie sollte sie es hier mit einem Kinde thun, das zu einer Familie gehört, die sie anbetet

und zu ihr verehrend aufschaut, wo sie und ihr Kind also nothwendige, göttliche Persönlichkeiten sein müssen. Das Christkind wird überhaupt von seiner Mutter höchst selten in fremde Hände gegeben. Nur die heilige Anna hat es einmal, auch die heilige Elisabeth, Beide gleichsam als Wärterinnen, da die Mutter auf Augenblicke sich entfernt hat. Die Maler durften hierin nicht willkührlich und sentimental walten. Die ganze Christenheit wäre gegen sie aufgestanden, und sie wären möglichen Falls vor ein Inquisitionstribunal beschieden worden, das die Familienangelegenheiten Gottes festzusetzen und zu ordnen sich zur Aufgabe gestellt. Da die Madonna, Alles was sie ist, blos durch das Kind ist, so läßt sich selbstredend denken, daß, wo sie als Gegenstand der Anbetung auftritt, sie nie ohne ihr Kind auftreten wird. Unser Holbein ist von dieser Ansicht gewiß nicht abgewichen; am wenigsten würde er dies gethan haben, einer so orthodox-frommen Familie gegenüber, wie die unsers Bürgermeisters, die dergleichen selbst nicht gelitten haben würde.

Holbein befand sich wieder in England. Das Familienbild des Bürgermeisters war auf Wunsch mehrer Kenner zu einer Ausstellung von Holbein'schen Werken hinübergeschafft worden. Eines Tages befindet sich der Künstler in dem Ausstellungssaal, doch versteckt durch eine Tapetenwand, denn er liebte es, die Urtheile, die man über seine Bilder fällt, zu hören und, selbst ungesehen, Diejenigen ins Auge zu fassen, die sich vor den Bildern einfanden. Der große Rubens pflegte es auch oft so zu machen, und mehre Künstler haben diese Manier angenommen, denn es ist in der That die einzig richtige, um hinter das wahre Urtheil der Menge zu kommen. Befindet sich der Maler in seinem Atelier, oder zeigt er gar selbst seinen Gästen die Bilder, so kann er sicher sein, daß er kein wahres Wort zu hören bekommt. Den meisten Malern ist aber an diesem „wahren Worte“ wenig gelegen, das unwahre oder schmeichelnde Wort ist ihnen das liebste.

Holbein, in seinem Versteck, sah einen Mann eintreten, dessen kräftige im besten Mannesalter

befindliche Gestalt, seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er trug die Uniform eines Schweizerregiments, und sein Arm lag in der Binde. Ihm zur Seite zeigte sich eine junge, hübsche Frau mit dem Ausdruck des Glücks und der Freude in dem wohlgebildeten Gesichte. Beide traten vor das Bild und blieben lange Zeit in stummem Anschauen desselben verloren. Endlich rief die junge Frau:

„Also so sahst du aus? Hubert, ich würde dich in diesem blonden Knaben nicht wiedererkannt haben!“

„Bedenke die Zeit, liebes Weib“, entgegnete er, „ich war damals eben erst achtzehn Jahre geworden, und Holbein selbst auch nicht viel älter. Wir waren Beide die besten Freunde, nur mußte er mir mit seinen Visionen und Träumereien nicht kommen. Er sah immer mehr als andere ehrliche Leute sahen!“

„Ja, in der That!“ rief die junge Frau lebhaft, „er sah mehr als wir, denn er sah das Bild dieser himmlischen Mutter Gottes, die mir verzeihen mag, daß ich zuerst dich und dann

erst sie betrachte. Gnade, Gnade! Königin des Himmels!" Und mit diesen Worten senkte sich die schöne Gestalt auf die Knie und das Haupt auf die gefalteten Hände gebeugt, lag sie in Andacht und Liebe versunken da. Ueberrascht von diesem schönen Bilde trat Holbein hervor, und betrachtete sich gerührt die Kniende. Hubert erkannte ihn, doch er verstand das Zeichen, das Jener machte, zu schweigen. Erst als die Andächtige ihr Gebet vollendet, trat der Künstler zu dem glücklichen Paare heran.

„Nun, wo ist dein Wort", sagte er nach den ersten Begrüßungen zum Freunde, „daß du keine Landsmännin heimführen wolltest? Erinnerst du dich noch des Gesprächs, das wir damals an der Kirchhofmauer führten? Jetzt seh ich doch eine Schweizerin an deiner Seite."

„Ich war ein Thor!" entgegnete Hubert, „die Welt mit ihren bunten Erscheinungen, die ich eben erschaut, hatte mir den Kopf verdreht. Uebrigens wußte ich damals nicht, daß es ein Wesen gab, das bestimmt war, mich so nach-

drücklich Lügen zu strafen. Lob und Ehre jetzt allen Schweizermädchen!“

„Ja wol, Lob und Ehre!“ wiederholte Holbein, auf das Bild Christine's blickend und eine Thräne von der Wange trocknend. „Sie, die mir beschieden war, ist mir wieder genommen worden. Der Tod hat sich gerächt! Dafür, daß ich ihn der Verachtung und dem Schrecken preisgegeben, hat er mir mein Liebstes genommen. O, er möge auch mich hinwegführen!“

Die kleine Gruppe vor dem Bilde versank nach diesen Worten in Trauer und Nachdenken. Wie vieles hatte sich geändert, seitdem diese Tafel aufgestellt, seitdem diese Farben aufgetragen worden. Stumm und bewegt schieden die Freunde voneinander.

Das Geschick, das er in der Vision erschaut, ereilte den Künstler wirklich. Eine ansteckende Krankheit, die in London wüthete, raffte auch ihn in seinem 56. Jahre hin, 1554. Fern von der Heimat ruhen seine Gebeine in fremder Erde. Doch diese fremde Erde hatte ihm Glück und

Ehre gegeben, die Heimat hatte ihn ziehen lassen.

Holbein malte meistens Bildnisse, mit einer bewundernswürdiger Wahrheit und Treue und mit einem so frischen Colorit, daß sein Pinsel selbst unter den besten Coloristen der Italiener Bewunderung und Anerkennung fand. In seinen Gewändern erinnert nur hier und da ein trockener und starrer Faltenwurf an die Schule, aus der er hervorgegangen und an Albrecht Dürer's Manier. In allem Andern ist er von der Auffassung der Schule sehr weit verschieden. Es mag sein, daß England und die große Welt, die er täglich vor sich sah, ihn gebildet. In dieser Schule reifte auch das Genie des großen Rubens zu seiner schönsten Blüte heran. Ein kleiner Kreis der Erfahrungen und Anschauungen drückt das größte Talent herab, indem es dasselbe durch die ewige Wiederkehr des Alltäglichen und Geringen ermüdet. Dürer hatte an diesen Uebelständen zu leiden, dazu kam ein trauriges häusliches Verhältniß, das ihm vollends den Athem zuschnürte. Holbein hätte,

in Basel eingesperrt, auch nicht Das geleistet, was er leistete.

Nur zwei große allegorische Bilder hat er gemalt, und sie sind beide nicht das Beste, was er geleistet, obgleich sie, wie der Todtentanz, Kunde geben von der eigenthümlichen auf das Mystische und Besondere gerichteten Anlage seines Genies. Beide Bilder befinden sich in London, das eine stellt den Triumph des Reichthums, das andere den der Armuth vor. Welch ein Gedanke! Die Armuth triumphirend! Es ist fast wie der Tod, der tanzt. Es lag ihm daran eine moralische Idee zur Anschauung zu bringen, nämlich die bittere Wahrheit, wie die Unbedeutendheit im Golde schwelgt, und das Verdienst die Fesseln der Armuth trägt. Eine Lehre, die die Weltgeschichte gibt, und die heute noch gilt, wie sie vor Jahrtausenden galt. Holbein verging sich nur darin, daß er die Namen der verdienstvollen Armen dem Bilde beifügte. Wozu das! Es heißt eine Liste Derjenigen aufsetzen, die unter dem Beile des Schaffots fallen; die Welt fragt nicht danach,

sie mordet und schlachtet täglich neu, nur daß man nicht erfährt, wen sie gerade unterm Messer hat. Holbein wollte aber damit einigen seiner Freunde dienen, von denen er wußte, daß sie in elenden Umständen sich befanden.

Zum Beweise, wie er in England geachtet war, und wie er unter dem unmittelbaren Schutze des Königs stand, diene zum Schluß noch eine Anekdote. Holbein liebte es nicht, wie alle Künstler es nicht lieben, bei seiner Arbeit gestört zu werden, am wenigsten mochte er eine Sorte Besucher leiden, die ungestüm und dreist in die Ateliers dringen, sich lärmend und plaudernd die Bilder besehen, und sich oft ungescheut dem arbeitenden Künstler nahen, um über seine Schulter hinüber auf das im Werden begriffene Bild zu sehen. Die Engländer sind von jeher stark gewesen in dieser Art von Dreistigkeit, in ihrem eigenen Lande sind sie es weniger, weil sie nirgends vorsichtiger auftreten, als bei sich zu Hause; in der Fremde glauben sie sich Alles erlauben zu dürfen. Holbein malte an dem Bildniß einer jungen Dame,

die sich als Schäferin Dorinde, eine Figur aus einem beliebten Pastoralballet, darstellen ließ. Sie hatte demzufolge ein etwas leichtes Costüm gewählt und zählte dabei auf die Discretion des Malers. Ein junger Lord, ein bekannter Wüstling und ein dreister Abenteuer Suchender erfuhr von dieser geheimnißvollen Sitzung und beschloß sie durch seine Dazwischenkunft zu stören. Er erschien, wie es damals Sitte war, von einer Anzahl Diener begleitet, und drang in das Atelier ein, nachdem er Holbein's Pagen, den dieser vor der Thüre Wache haltend aufgestellt hatte, bei Seite geworfen. Erschreckt erhob sich die Dame, erzürnt Holbein. Die Schöne raffte ihre flatternden Gewänder zusammen und flüchtete hinter eine Tapetenwand. Der Lord wollte ihr nach, sah sich aber von dem Maler aufgehalten, der ihm festen Schritts in den Weg trat. Es entstand ein Wortwechsel, der damit endete, daß Holbein den Unverschämten nicht allein aus dem Zimmer, sondern auch die Treppe hinunterwarf. Der Lord, unten angelangt, feuerte seine Dienerschaft an, Sturm

zu laufen, und alle mit einem male stürzten sich in die Gemächer, um auf ihres Herrn Befehl, todt oder lebendig, den Künstler zu fangen. Ein solcher Tumult war damals nichts Neues; die ausgelassenen reichen und vornehmen Wüstlinge pflegten es oft so zu machen und immer endete eine Scene der Art zum Schaden des Unglücklichen, der es gewagt hatte, dem Uebermuthe sich zu widersetzen. Es hätte auch hier so geendet, wenn Holbein nicht rasch in sein Cabinet geflohen, die Thüre verriegelt, und nun sich durch den Rauchfang auf das Dach gerettet hätte, wohin ihm die Verfolger nicht so leicht nachfolgen konnten. Er gewann einen sichern Weg, und als er sich auf der Straße sah, eilte er, sowie er ging und stand, zum Könige, bei dem er freien Eintritt hatte, und trug ihm den Vorfall vor. Heinrich nahm ihn in Schutz und ein besonderer königlicher Befehl verbot dem Lord, sich an den Künstler zu vergreifen, der in seinem vollkommenen Rechte gehandelt hätte.

Solch ein tapferer Mann zugleich und ehrenwerther Degen war unser trefflicher Künstler. Ehre seinem Namen!

Die Hexenküche.

Teniers.

Kein Maler hat sich in dem Grade die Freundschaft der Großen zu erwerben gewußt, als David Teniers; sie verfolgten ihn gleichsam. Um ihnen zu entgehen und um, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, ruhig malen zu können, begab er sich von Antwerpen weg und suchte ein kleines Dorf auf, Namens Perk, das zwischen Mecheln und Antwerpen lag. Von diesem Augenblicke an wurde Perk ein Wallfahrtsort für die vornehme Welt. Es wurde Mode, nach Perk zu gehen, sich dort auf einige Wochen ländlich einzumiethen, um — in der Gesellschaft des berühmten Künstlers zu sein. Der arme Teniers hatte seinen Zweck verfehlt.

Der große Haufe Müßiggänger trieb sich durch die ländlichen Straßen des Dorfs umher

und Abends kam man zusammen in der großen Halle des Gasthofs zum „Gelben Engel“, wo man wußte, daß der Künstler malte. Am Abend malte er nicht, da konnte man ihn stören; aber man störte ihn auch da, wo er malte. Am Abend ging man zu ihm und erzählte ihm Geschichten. Die vornehme Welt von ganz Flandern kam und ging. Die schönsten Frauen saßen in einer räucherigen Küche, neben aufgehängten Schinken und angefüllten Butterfässern. Niemand fand daran ein Aergerniß. Das Ländliche war Mode. Die Herren gingen verkleidet als Bauern auf die Kirmes, wurden geprügelt und zur Schenke hinausgeworfen, und kamen dennoch immer wieder, um von neuem geprügelt und hinausgeworfen zu werden. Ein Vergnügen erhält seinen größten Reiz durch die Neuheit. Man sagt, daß Don Juan von Oestreich selbst, der Held des Tages und das Entzücken der vornehmen Damenwelt von London, Paris und Madrid, als er, um das Oelmalen zu lernen, sich in Perk bei David Teniers aufhielt, die Härte und Geschwindigkeit der flandri-

schen Faustschläge erfahren habe, als er sich einfallen ließ, einem hübschen Kinde verkleidet nachzulaufen, das schon versagt war. Wie dem auch sei, Perk war ein sehr amüsanter Ort. Der Bischof von Mecheln legte seine Steifigkeit und seine Perücke ab, um sich in den kleinen Abendgesellschaften im „Gelben Engel" ungezwungen und als ein Verehrer der Damen zu zeigen.

Don Juan von Oestreich, der mit dem Gott der Schlachten ein Bündniß geschlossen zu haben schien, damit er ihn immer siegen lasse, legte auf wenige Augenblicke sein Heldenschwert nieder und ergriff den Pinsel, um ein herzlich schlechter Maler zu werden. Er kämpfte mit den kleinen Farbentöpfen und verlor hier eine Schlacht nach der andern; Teniers lachte, die Damen lachten, die des Prinzen Landschaften betrachteten, aber er ließ sich nicht stören und malte fort und fort. Diese Hartnäckigkeit war eines Helden vollkommen würdig; nur schade, daß sie so wenig vom Erfolg gekrönt wurde.

Eines Abends war die Gesellschaft wie ge-

wöhnlich in der Halle versammelt. Man sprach von Diesem und Jenem; endlich trat der Bischof von Mecheln ein und machte eines jener graziösen Complimente, die er sich zueigen gemacht hatte und die, wie er behauptete, durchaus nichts vom Kirchenstile an sich hatten.

„Herr Bischof, nichts Neues?“ fragte der Prinz.

„Nichts, gnädiger Herr, als daß man mich angeht, eine Hexe verbrennen zu lassen und einen Teufel auszutreiben.“

„Ah!“ rief eine ältliche Dame, „also gibt es doch dergleichen! Man sagte stets, in Holland gediehen die Hexen nicht, das Klima wäre ihnen zu feucht und sie liebten die südlichere Natur.“

Man lachte über diese Bemerkung, und die alte Dame, die da glaubte, eine wichtige Wahrheit gesagt zu haben, sah empfindlich und gereizt aus. Der Bischof wurde aufgefodert, sich näher zu erklären.

„Eure Hoheit kennen doch den Maler Knütters? Es ist ein Mann nicht ohne Verdienst;

nur behauptet man, daß er zu viel Blau in seine Hintergründe bringe und daß er einmal eine Kuh mit fünf Beinen gemalt habe. Ich habe nicht die Zeit, dergleichen Dinge genau zu untersuchen. Nun, dieser Maler rührt seit einem Jahre keinen Pinsel mehr an, weil er behauptet, seine sämmtlichen Pinsel seien behext. Der Fall ist vor die geistlichen Gerichte gekommen und ich sehe mich in der That genöthigt, einzuschreiten."

Der Prinz sah kopfschüttelnd Teniers an. Dieser sagte, indem er sich aus seinem Lehnstuhle dicht am Kamin etwas vorbeugte, mit einer artigen Wendung gegen den Prinzen: „Ja, gnädiger Herr, die Sache hat ihre vollständige Richtigkeit; Salomon Knütters ist behext — oder ich verstehe mich überhaupt nicht auf Zauberwesen und Hexerei. Daß es dergleichen im Volke gibt, ist ausgemacht; die Damen mögen nun lachen oder nicht."

„Niemand lacht!" sagte die alte Dame.

„Das Uebel Knütter's", fuhr Teniers, immer zum Prinzen gewendet, fort, „fing damit

an, daß er mir klagte, er habe einen Schmerz im rechten Arm, der ihn hindere, den Pinsel zu führen. Ich rieth ihm, die Bäder von Spaa zu brauchen, weil ich die Krankheit für ein Erkältungsübel ansah. Er versicherte mich, daß keine Arzenei helfen werde, und daß er wohl wisse, woher das Unheil ihm komme. Ich drang in ihn, sich offen zu erklären, und endlich gestand er mir Folgendes. Ich würde die Seltsamkeit der Thatsache bezweifeln, wenn ich nicht Gelegenheit gefunden, mich mit meinen eigenen Ohren und Augen zu überzeugen."

„Nun, was gestand er?" fragten mehre Stimmen lebhaft.

Man rückte näher zum Kamin heran.

„Er gestand mir — Aber bin ich auch überzeugt, daß keine Hexe und kein Zauberer mitten unter uns ist?" fragte der Künstler plötzlich.

Die Gesellschaft sah sich anfangs erschreckt an, dann brach man in ein lautes Lachen aus. „Wahrhaftig", rief der Prinz, „ich will nicht dafür bürgen, daß manche unserer schönen jungen

Damen sich nicht auf das Zaubern verstehen und daß nicht in diesem Falle mehr wie eine Hexe unter uns weilt. Doch ich sage gut für Euch, Freund Teniers, daß sie Euch nichts Leides zufügen sollen. Fahrt nur fort!"

„Er gestand mir, daß er eine junge Dame liebe, deren nahe Anverwandte eine böse, in der ganzen Gegend anerkannte Hexe sei, ja, daß er nunmehr überzeugt sei, seine Geliebte selbst sei auch nichts Anderes. Er habe deutliche, überzeugende Beweise. Seitdem er dieser unangenehmen Wahrheit innegeworden, habe er sich von seiner Schönen losgesagt; aber sie verfolge ihn jetzt, und da er nicht zu ihr zurückkommen wolle, habe sie ihn zur Arbeit unfähig gemacht, um ihn dem Elend und der Schande preiszugeben. Sie würde auch noch weiter gehen. — Bald darauf erfuhr ich, daß er keinen Pinsel mehr anrühre, weil er behauptete, auf jedem befände sich ein höllisches Merkmal, das die Hexe darauf gezeichnet, und Ebendasselbe wäre mit Staffelei, Pallette und der Leinwand geschehen. Ich und meine Freunde thaten alles

Mögliche, ihm dies auszureden; ich kaufte ihm anderes Geräthe, aber er konnte mit diesem auch nichts machen. Er behauptete, während er male, käme ein Thier, halb Affe, halb Hund, setze sich vors Fenster und gucke durch die Scheiben ihn unverwandt an. Jetzt ließ ich ihn einige Wochen bei mir wohnen und war zugegen, wenn er arbeitete. Ich selbst habe von der Erscheinung nichts bemerkt; ich sah aber, daß der Arme nach einer Stunde, die er an der Staffelei gesessen, plötzlich leichenblaß wurde, in heftigen Schweiß ausbrach, die Pinsel hinwarf und in eine Ecke des Zimmers starrte, wo er behauptete das gespenstige Wesen hocken zu sehen. Der traurige Zustand dauerte fort. Endlich entschloß ich mich, der Sache auf den Grund kommen zu wollen; ich bat ihn, mich zur Wohnung seiner frühern Geliebten zu führen. Er that dies willig, und ich machte die Bekanntschaft eines artigen, noch jungen und hübschen Frauenzimmers, das von Geburt keine Niederländerin war, sondern mit ihrer Base aus der Fremde eingewandert war, soviel ich

mich besinnen kann, aus Ostfriesland. Keine Spur im Hause dieser Dame zeigte auf ein mysteriöses Wesen, und ich fing schon wieder an meinen Freund der leeren Träumerei zu bezüchtigen, als ein Umstand sich ereignete, der plötzlich meinen Gedanken eine andere Richtung gab. Ich habe hier einen Ring am Finger, den ich einst in Amsterdam von einem Antiquar erhandelt habe, welcher behauptete, der Stein sei früher im Besitz des berühmten Albertus Magnus gewesen und sei ein Drudenstein, der gegen Zauberei schütze. Nicht immer trug ich den Ring; zufällig hatte ich ihn eines Abends am Finger, als ich jene beiden, einsam wohnenden Frauen besuchte, immer noch in Angelegenheiten meines Freundes. Kaum war ich ins Zimmer getreten und wir hatten uns zum Gespräch niedergesetzt, als ich bemerkte, wie eine heftige Unruhe sich meiner beiden Wirthinnen bemächtigte; sie standen auf, sie gingen hin und her, sie holten schwer Athem, ihre Blicke wurden starr und die der Alten waren mit einem seltsamen Ausdruck auf mich gerichtet. Ich dachte nach, was

der Grund dieser auffallenden Erscheinung sei, errieth ihn aber nicht, bis endlich eine der Frauen auf mich zukam, mich bittend, den Ring vom Finger zu ziehen, der ihnen einen widrigen Eindruck mache. Ohne weiter zu fragen, that ich was sie begehrten. Es wurde kein Wort weiter darüber gesprochen, ich ging nach Hause, und fast hatte ich das Ereigniß vergessen, als ich beim Entkleiden den Ring aus meiner Tasche, wohin ich ihn gesteckt, fallen hörte. Nun gingen mir eigenthümliche Gedanken durch den Sinn. Mein Freund fand mich, als ich gerade den Ring betrachtete. «Hast du nun die Gewißheit in Händen?» fragte er mich, als ich ihm mein Abenteuer erzählt; »jetzt will ich dich auch an den Ort führen, wo sie ihre höllischen Künste treiben. Es steht auf der Haide ein einsames Haus, das die Besitzer verlassen, weil es darin spukt; dorthin will ich dich morgen in der Mitternachtsstunde führen.» Ich sagte zu, und um die bestimmte Zeit kam er, um mich abzuholen. Es war eine stürmische Nacht; Wolken jagten über die Mondscheibe, das ferne Meer brauste

in das Getöse der Lüfte hinein und es ließen sich überall heulende und wehklagende Stimmen hören. In unsere Mäntel gehüllt, schritten wir rasch vorwärts. Ich hatte Waffen zu mir gesteckt und mein großer Wolfshund folgte uns. Wir begegneten zwei Dieben, die von dem Hochgerichte kamen, wo sie einen Gehenkten geplündert hatten; sie schlichen an uns vorüber und mochten denken, daß wir zu spät kämen, daß sie die Ernte uns schon vor dem Munde weggenommen. Ein altes Weib saß auf einem Stein am Wege, und vor ihr lag etwas in ein Tuch gewickelt, das wir nicht erkennen konnten; mein Hund ging winselnd und heulend um Beides herum. Als ich mich nochmals umschaute, sah ich, wie die Alte ein Messer in den Händen hielt und in das Verhüllte hineinstach. Weiter gehend erblickten wir etwas auf dem Wege liegend; war es nun ein Ohnmächtiger oder Todter, es blieb keine Zeit, dies zu untersuchen. Der Sturm heulte immer heftiger und die Haide streckte sich vor uns unermeßlich aus. Endlich waren wir an dem einzelnstehenden Hause an-

gelangt, das einen hohen spitzigen Giebel hatte und altersgrau und verfallen aussah. Mein Gefährte brachte mich in einen Winkel, wo ein rothverhangenes Fenster in die Nacht hinausleuchtete; er hieß mich stille sein und auch den Hund zur Ruhe zu verweisen. Wir krochen auf dem Gerüll nahe heran, um in das Fenster zu sehen, dessen Vorhang einen Spalt offenließ."

In diesem Augenblicke hielt der Erzähler inne; es geschah ein heftiger Schlag an das Fenster, wie mit einer bewaffneten Faust geführt. Alles fuhr in die Höhe, die Damen versteckten sich hinter die Herren und diese suchten einer Waffe habhaft zu werden. Der Prinz ergriff ein Licht und ging ans Fenster. Er öffnete es und sah hinaus; es war Niemand zu erblicken. Er kam zurück und sagte: „Beruhigt euch, meine Freunde; ein Nachtvogel hat mit seinen Flügeln ans Fenster geschlagen."

Man setzte sich wieder und der Maler fuhr fort: „Ich sah in ein Zimmer hinein, dessen Anordnung und Geräthe abweichend von Dem

war, was man sonst in den Wohnungen der Menschen zu erblicken pflegt. Doch traf mein Blick nur vorübergleitend diese Gegenstände, er blieb bald an der Gestalt eines alten Weibes haften, das am Tische saß und etwas Flüssiges in einem Tiegel rührte. Diese Alte erkannte ich, es war die Gesellschafterin oder Verwandte der Dame. Sie sah in diesem Augenblicke wild, unheimlich und verstört aus. Da das Zimmer hoch gewölbt war, konnte ich nicht recht unterscheiden, was an der Decke sich bewegte; doch kam es mir vor, als säßen allerlei Ungethüme oben, als reckten und streckten kolossale Spinnen ihre haarigen Glieder von oben herab, und dann als führe Etwas, das wie das Gerippe eines Thieres aussah, in der Luft herum und ein bläulicher Schein ginge von ihm aus. Wie ich noch hinauf sah, ging die Thür einer Nebenkammer auf und ich erblickte Etwas, was mich mit Entsetzen erfüllte. Ha, welche teuflische Werke der Finsterniß waren das! Und Frauen, die uns als Muster der Sitte, des frommen und keuschen Sinnes vorzuleuchten bestimmt sind,

Frauen waren es, die auf dieser teuflischen Schaubühne die Hauptrollen spielten. Ich sah, völlig entkleidet, die verbrecherische Schöne, die ehemalige Geliebte meines armen Freundes, am Herde stehen und sich mit Hülfe eines zweiten alten Weibes salben und zur nächtlichen Reise bereit machen. Diese Reise hatte schon eine Andere angetreten, deren verwandelte Gestalt ich nur noch zum Theil aus der Oeffnung der Esse hervorblicken sah und die augenblicklich meinen Augen entschwand. Zögernd weilte noch die schöne Frau, bis die Hexe ihr einen gewaltsamen Stoß gab, der sie gleichsam in die dunkeln Lüfte emporschleuderte. Auch sie war fort. Die beiden Alten blieben allein, und nun füllten sich die Gemächer mit den abenteuerlichsten Gebilden, die wild um die Flamme des Herdes und des Lichtes durcheinanderfuhren. Die beiden Alten schwangen dabei ihre magern Glieder in einem entsetzlichen Tanze. Wir enteilten. — Nach Hause gekommen, fiel ich in ein Fieber, das einige Wochen mich an das Lager fesselte. Konnte es anders sein? Meine Natur

hatte sich gesträubt, das Tolle und Widersinnige, das Schreckbare und Häßliche in sich aufzunehmen; sie ließ mir es nun entgelten, daß ich sie dazu gezwungen. Dies, mein gnädiger Herr, meine Damen und Herren, ist die Geschichte des armen Knütters, und wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen noch dazu das Bild dieser Nacht zeigen; denn ich habe gemalt, was ich geschaut."

Man verlangte das Bild zu sehen, und der Künstler ging und kam bald darauf mit einer kleinen Tafel zurück, auf der in lebendiger Weise dargestellt war, was er eben beschrieben hatte. Das Bild ging von Hand zu Hand. Als eine junge Dame es ansichtig wurde, stieß sie einen lauten Schrei aus und sank in Ohnmacht. Die Herren sprangen auf, die Damen eilten ihr zu Hülfe, und die alte Dame rief, indem sie ihr Riechfläschchen hervorholte: „Dies hat irgend einen unerklärlichen Zusammenhang mit der Geschichte, die eben erzählt worden, und mit dem Schlag am Fenster von vorhin!" Der Prinz gab ihr einen Wink, zu schweigen, und als die

Erkrankte hinausgebracht worden war, um im Nebengemache verpflegt zu werden, sagte er halbleise zur Gesellschaft: „Meine Herren, dies ist die junge Gräfin Rosenstern, die Tochter eines meiner verdientesten Generale, die einem seltsamen Schicksal verfallen ist. Da wir einmal bei der Erzählung wundersamer Vorfälle sind, so will ich der Gesellschaft mittheilen, was ich von dem Leben dieser Dame weiß. Ich bin dazu ermächtigt, denn der unglückliche Vater hat selbst mich gebeten, die Sache öffentlich zu machen; er hofft auf diese Weise hinter ein düsteres Geheimniß zu kommen, das den Schrecken und die Trauer seiner alten Tage ausmacht. So hören Sie die Geschichte der jungen Dame, die wir soeben aus unserm Kreise haben scheiden sehen."

Der Maler kam aus dem Cabinet zurück und versicherte, die Frauen ließen Niemand ein; allein man hatte ihm durch den Spalt der Thüre zugerufen, es sei weiter keine Gefahr vorhanden, er sollte nur sein verteufeltes Bild fortschaffen, denn das sei an dem unglücklichen

Vorfalle allein schuld. „Somit will ich denn“, sagte er, „dieses mörderische Bild den Flammen übergeben; es soll zugleich mit dem Gedächtniß jener Nacht zu Asche brennen.“

Er trat an den Kamin; doch der Bischof und der Prinz warfen sich beide ihm in den Weg. „Wo denkt Ihr hin!“ rief der Erstere, „ein Bild von David Teniers in den Flammen! Und — wenn es zum Processe kommt, wo sollen bessere Anklagebeweise gefunden werden?“

„So gebe ich es denn in Euere Hände, würdiger Herr“, sagte Teniers lächelnd und mit einer achtungsvollen Verbeugung; „nehmt die Tafel und macht mit ihr was Ihr wollt.“

„Ich biete dafür hundert Dukaten!“ sagte ein Herr aus der Gesellschaft, und sogleich setzte sein Nachbar hinzu: „Und ich zweihundert!“ „Und ich“, rief der Prinz aufstehend und nach dem Bilde greifend, „dreihundert!“ Alle lachten.

„Gnädiger Herr“, hub der Bischof an, „im Fall die Kirche es nicht mehr brauchen sollte, wird sie sich eine Ehre daraus machen,

das Bild in Euere Hände für diesen Preis gelangen zu lassen."

„Ich dachte nicht, daß der Teufel so theuer wäre!" rief der Maler.

Man drängte jetzt den Prinzen, seine Geschichte zu erzählen.

„Was ich zu erzählen habe", hub dieser an, „ist nicht so schauerlicher Art; ja, es könnte sogar spaßhaft gefunden werden, wenn nicht leider das Elend einer ganzen ehrenwerthen Familie dadurch hervorgerufen und bedingt wäre. Als ich mich vor zwei Jahren in Neapel befand, in Aufträgen meines Hofes und ausruhend von den Beschwerden eines langwierigen und erfolglosen Feldzugs, sah ich die Gräfin zum ersten mal; sie war damals achtzehn Jahre alt und Hofdame der Königin. Jung, schön, reich, aus einer der ersten Familien stammend, war sie der Gegenstand der Bewunderung und des Neides zugleich. Die Königin sprach eines Tags mit mir über diese interessante Schönheit, und drückte mir ihren Wunsch aus, sie nach Deutschland verheirathet zu sehen. «Nichts leichter

als das», erwiderte ich; «schicken Ihre Majestät sie nach Wien, und ich werde dafür sorgen, daß ihr ein Loos fällt, wie sie es verdient.» Die junge Dame kam auch in der That mit ihrem Vater nach Wien, und es gelang mir, den Letztern vortheilhaft bei der Armee anzustellen und mir seine Freundschaft zu erwerben. Die Tochter, so sah ich mit Freuden, gab den Bewerbungen eines jungen Offiziers Gehör, der in meiner unmittelbaren Nähe sich seine ersten Lorbern erwarb und in jeder Beziehung ein Mann für meine Schöne war. Wer war glücklicher als ich; Vater und Tochter — Beide aufs beste versorgt! Ich konnte hoffen, meine übernommene Mission erfüllt zu haben. Da geschah das Unerwartete. Jetzt geben Sie Acht, meine Herren, und lachen Sie nicht, wenn ich Das erzähle, was nun folgen soll.

„Wir hatten bei dem Regimente, dessen unmittelbarer Chef ich bin, einen kleinen buckeligen Trompeter. Das Ideal der Häßlichkeit kann nicht vollkommener gefunden werden, als in diesem misgestalteten Geschöpf, das zum Hohne

den Namen eines Menschen führte, da es doch den Namen eines Frosches oder Affen hätte führen sollen. Zwei Drittheile seiner Höhe nahm der Kopf ein, und dieser Kopf hatte die Form eines Kürbis, in welchem zwei glotzende Augen dem Beschauer entgegenstarrten, und wahrlich, der Mund, die Nase und das struppige rothe Haar stimmten vollkommen zu dem Ausdruck und der Form dieser Augen. Sein Körper war, wie gesagt, nach allen Richtungen verwachsen, und der ganze Mann bildete einen stacheligen Knäuel, der verwundete, wo man ihn auch anfaßte. Dieses Geschöpf besaß die Liebe des ganzen Regiments; er war Aller Spaßmacher und Freund, und ich hätte Niemandem rathen wollen, den Vorschlag zu machen, den Trompeter Jopsen aus den Reihen der Braven zu entfernen, die ihn mit vollem Rechte zu den Ihrigen zählten, denn Muth besaß er wie ein Teufel und man hatte ihn oft mitten im ärgsten Feuer gesehen, wie er, seine Trompete an den Mund setzend, seine Kameraden zu neuem Angriff anfeuerte. Auch ich, abgesehen

von seiner Häßlichkeit, fand nichts an ihm zu tadeln. Eines Tags sitze ich in meinem Zelte und Jopsen steht davor und bläst. Da trägt man eine Sänfte heran, und der voranlaufende Page meldet mir den Besuch einer Dame. Ich eile hinaus, und empfange die junge Gräfin Rosenstern, die da kommt, mir ihre Verlobung mit dem jungen Offizier, von dem ich gesprochen, anzuzeigen, und zugleich mir ihren Dank zu sagen für den Schutz, den ich ihr hatte angedeihen lassen. Wir stehen im Zelte, dessen Vorhang offen ist. Ich versichere die Schöne meiner fortgesetzten Hochachtung und theile ihr die Freude mit, die ich empfinde, sie für die Zukunft so wohl versorgt zu sehen. Indem ich noch spreche, bemerke ich, daß ihre Blicke einen Gegenstand außerhalb des Zeltes aufsuchen und daß sie nur zerstreut auf meine Worte hört. Plötzlich stürzt sie hinaus und — umarmt vor Aller Augen, ich sage Euch, vor Aller Augen umarmt sie — den buckeligen Jopsen, indem sie ausruft: «Endlich treffe ich Euch, Euch, den ich schon so lange im Bilde verehrt habe, end-

lich in Person, um Euch meine Hochachtung und meine Bewunderung zu bezeigen! Großer Mann! Trefflicher, herrlicher Charakter!» So spricht sie, und ihre blonden Haarflechten fallen aufgelöst auf den Höcker des kleinen Scheusals, der sich stolz emporhebt und mit kühnen und triumphirenden Blicken um sich schaut, als wollte er ausrufen: Hab' ich's euch nicht schon längst gesagt, das schönste Weib, das zu finden, wird mir einst um den Hals fallen und mir öffentlich ihre Liebe erklären? — Ich trete hinzu und sage leise: «Meine Theure, welch ein seltsamer Spaß!» Sie aber richtet sich auf und sagt mit feierlichem Ernste: «Kein Spaß, mein Prinz. Jetzt, da ich ihn gefunden, für den ich bestimmt bin, sowie er für mich, kann von keiner andern Verbindung die Rede mehr sein. Auf, Herr General! Führt diesen Mann in das Zelt, bewirthet ihn köstlich und laßt mich an seiner Seite sitzen!» Bei diesen Worten umschlang sie mit ihrem weißen Arm seinen Nacken und blickte ihm zärtlich in die Augen. Was war zu thun? So entsetzt und erstarrt ich war über das, was

ich sah und mir nicht erklären konnte, ich mußte gute Miene zum bösen Spiel machen, und um das öffentliche Spectakel rasch zu endigen, rief ich: «Die gnädigste Dame hat gehört von dem Muthe und der Tapferkeit unsers Trompeters und begehrt ihn auf diese Weise zu ehren.» Zugleich ließ ich ihn seine Trompete ablegen und in das Zelt führen, dessen Vorhang ich zufallen ließ. Seit diesem Tage fand ich die unglückliche Schöne täglich in meinem Zelte; nicht Wetter und Weg hielten sie ab; sie kam zu Pferde, einmal sogar zu Fuße, und wenn sie ihren Auserwählten nicht bei mir fand, so ging sie selbst ihn im Lager zu suchen. Dies durfte ich nicht dulden, schon ihres ehrwürdigen Vaters wegen nicht, dessen Schmerz und Schrecken nicht zu beschreiben ist. Jopsen wurde auf immer entfernt, und sie weiß bis auf diese Stunde nicht, wo er geblieben. Es gelang unsern vereinten Bemühungen, sie von ihrem Wahnsinne insoweit zu heilen, daß sie wieder unter vernünftigen Menschen zu leben im Stande ist; aber, bei Gott! ich weiß nicht, wie lange es

dauern wird. Der heutige Abend scheint einen bedenklichen Rückfall anzukündigen.“

So sprach der Prinz, und Aller Augen waren auf die Thüre des Cabinets gerichtet, aus der man die junge Dame hoffte bald hervortreten zu sehen. Die Theilnahme für sie war in den Herzen aller Männer rege, und Teniers rief: „Es ist nur zu gewiß, sie hat einen Liebestrank bekommen, und jene alte Hexe, die in dem Leben meines Freundes eine Rolle spielt, ist auch ihr nicht unbekannt geblieben.“

„Wie wäre das möglich?“ rief Don Juan. „Sie, die so behütet worden, — und welch einen Zusammenhang hätte alles dieses?“

„Das hoffe ich noch zu erfahren, gnädigster Herr“, entgegnete der Maler; „doch jetzt laßt uns hiervon abbrechen, denn da erscheint sie selbst.“

Schöner wie je, trat die Gräfin aus der Kammer hervor. Die Frauen folgten ihr, und die Gesellschaft nahm ihre frühern Plätze ein. Es wurde von Dingen anderer Art gesprochen. Erst spät nach Mitternacht trennten sich die

Gäste, indem sie ihrem freundlichen Wirthe Dank sagten. Der Bischof nahm das Bild mit, und die alte Dame befahl ihren Dienern, sie sollten an diesem Abend eine Fackel mehr vor ihrer Sänfte anzünden, denn da sie nunmehr wisse, daß das feuchte und kalte Klima für die Existenz der Hexen kein Hinderniß abgebe, wünsche sie doppelt gut bewacht zu werden.

Einige Tage nach diesem Abende sagte der Feldherr zum Maler: „Wir haben wieder etwas erlebt mit der armen Gräfin, sie ist auf und davon, Niemand weiß wohin. Der Vater läßt sie überall suchen, auch ich habe Boten ausgesendet; Beides bis jetzt fruchtlos. Es ist doch ein seltsames Geschick!“

„Das ist eine üble Nachricht, ich kann dagegen eine gute geben“, erwiderte der Künstler. „Mein Freund arbeitet wieder, und ich habe heute eine recht hübsche Landschaft im Beginn bei ihm gesehen. Er versichert mich, seitdem die beiden Frauen aus der Gegend verschwunden seien, habe er wieder seinen Pinsel brauchen

können. Die abscheulichen Weiber scheinen Kunde erhalten zu haben von den Verfolgungen, die man gegen sie einleitet, und sind entflohen."

„So haben wir mit ihnen", rief der Prinz unwillig, „die letzte Spur verloren, die darauf hindeuten konnte, die räthselhaften Vorgänge im Leben der jungen Gräfin aufzuhellen!"

„Jetzt thut es mir leid, das Bild aus den Händen gegeben zu haben", bemerkte Teniers; jedenfalls spielt es eine wichtige Rolle in diesem unheilvollen Schauspiele. Doch hat ja der Bischof versprochen, seinerseits das Mögliche zu thun, um in der Sache Licht zu verschaffen. So wollen wir denn das Beste hoffen."

Die beiden Männer trennten sich. Der Prinz verließ bald darauf Perk, um sich zur Armee zu begeben.

Ein Jahr war vergangen nach den obigen Vorfällen, als sich David Teniers auf einer seiner Wanderungen befand, die er jährlich in

großer Zahl machte, um das Volk zu beobachten und somit Gegenstände zu neuen Darstellungen in seiner beliebten Manier zu finden. Er wanderte anscheinend zwecklos umher und fand sich dann bei einem Kirchweihfeste ein, wo manche ältere Bauern und Gastwirthe ihn kannten und mit großer Freudigkeit begrüßten, denn der freigebige Künstler machte am ländlichen Tische unter der schattigen Linde des Dorfs ebenso den angenehmen Wirth, als wir dies ihn haben thun sehen in seinem Hause zu Perk, wo Fürsten und Grafen seine Gäste waren.

Man hatte noch nicht lange beisammen gesessen, als eine geräuschvolle Unruhe entstand und Einige an den Zaun eilten, um auf die Landstraße zu sehen. Ein misgestalteter Reiter hielt dort, der eine Frau hinter sich auf dem Pferde sitzen hatte und jetzt von der Wirthin eine Kanne Wein foderte, die er leerte, ohne seiner Gefährtin, die sichtlich erschöpft war, etwas davon anzubieten. Dies erregte den Unwillen mehrer Zuschauer und einige riefen: „Ei so gebt doch dem jungen hübschen Weibe

auch einen Tropfen!“ Der Reiter lachte und entgegnete: „Die da hat nichts nöthig, die lebt von der Luft und von der Liebe!“ Alles lachte und die Frau auf dem Pferde verhüllte ihr Antlitz.

Teniers war in diesem Augenblicke hinzugetreten und sein scharfes Auge hatte — die junge Dame aus Perk erkannt. Sie sah bleich und verstört aus. Er trat an sie heran, und während ihr Führer mit der Menge lachte und spaßte, flüsterte er leise: „Dame, kann ich Euch in irgend etwas dienen, so befehlt über mich. Ich bin Teniers, der Maler, der das Glück hatte Euch bei sich zu sehen in dem Dorfe Perk, wenn Ihr Euch dessen gütigst besinnen wollt.“ Als er anfing zu sprechen, wollte die Dame ihr Antlitz anfangs abwenden und sich nicht zu erkennen geben, dann aber änderte sie rasch ihren Entschluß und sagte mit fester Stimme: „Ihr seid ein edler Mann, ich vertraue Euch! Wartet auf mich eine Stunde nach Sonnenuntergang dort an jenem Meilenzeiger!“ Mehr zu sagen erlaubten die Umstände nicht. Der Reiter sprengte

fort und der Maler zog sich unter die Menge zurück.

Zur angegebenen Zeit befand sich Teniers an der freigelegenen Anhöhe und sah eine in ein grobes Tuch gehüllte weibliche Gestalt auf sich zukommen. Als er die Unglückliche erkannte, eilte er ihr entgegen und fing sie, die einer Ohnmacht nahe war, in seinen Armen auf.

„Seht", rief sie und ihre Thränen flossen, „so weit bin ich gekommen! In diesem Aufzuge müßt Ihr mich wiedersehen! Ich, die in Reichthum und Wohlleben auferzogen, von geliebten Aeltern gepflegt, von reichen Verwandten geliebkost worden, — ich stehe jetzt als verachtete und verhöhnte Bettlerin vor Euch! Ach, das ist ein bejammernswerthes Loos, und wehe der Armen, die es aus der Urne des Schicksals sich gezogen!"

„Theuere Gräfin", entgegnete der Maler mit bewegter Stimme, „sprecht nicht so! Ihr seid nicht so elend, wie Ihr Euch dünkt. Mächtige Freunde sind zu jeder Stunde zu Euerm Schutze bereit; schenkt ihnen nur Vertrauen.

Was Ihr eingebüßt, läßt sich ersetzen, und habt Ihr durch eine unbekannte Hand Schmach zu erdulden gehabt, so soll die Strafe dafür die Thäter treffen, und Euch wird man wieder auf den Thron des Glanzes, der Lieblichkeit und der Schönheit setzen, wohin Ihr gehört."

„Was sagt Ihr, edler Mann?" rief sie, und ihr mattes Auge erhielt wieder Glanz und Leben; „wäre es möglich, daß ich wieder zu den Meinigen käme, und daß diese so schwer durch mich gekränkten Theuern mir verziehen?"

„Sicherlich werden sie das, Dame!" versicherte der Künstler. „Sagt mir nur, wie Alles so hat kommen können, wie es gekommen; denn Verheimlichen und Verschweigen hilft Euch nichts. Seht mich als Euern Beichtvater an."

„Das will ich!" entgegnete sie nach einer Pause, und nachdem sie sich auf die Moosbank des Hügels niedergelassen, ihrer Brust durch einen langen, schweren Seufzer Luft verschafft, hub sie an: „Wie es gekommen, wollt Ihr wissen, dieses Elend, das über mich hereingebrochen; ja, wüßte ich das nur selbst! Doch sollt Ihr

erfahren, soviel ich sagen kann. Ihr wißt, daß man wünschte, da, wo ich erzogen worden, mich fortzuschaffen, und ich kam nach Deutschland. Der eigentliche Grund dieser halberzwungenen Entfernung war, weil man kein anderes Mittel wußte, mich den Verfolgungen eines Wüstlings zu entziehen, der, reich, vornehm und mächtig, wäre ich geblieben, schon Mittel gefunden hätte, mich zu seiner Beute zu machen. Die Verachtung, die ich ihm beim Abschiede zeigte, reizte seinen Zorn dermaßen, daß er mir, bleich und bebend vor Wuth, ins Ohr stammelte: «Ihr werdet es bereuen! Nicht ein Jahr wird vergehen, und Ihr sollt erfahren, wie ich mich räche!» Zu diesen Worten lachte ich, denn im Schutze der Meinigen, weit entfernt von diesem Unholde, wie hätte ich ihn fürchten sollen! Nun hört weiter. In Deutschland angelangt, vergaß ich bald alles Widrige, das ich jenseit der Alpen zurückgelassen, und ich begann mich meines jungen Lebens zu freuen. Eines Tags ritt ich auf die Jagd, und kehrte ermüdet mit meinen Cavalieren in einer Hütte im Walde

ein. Sie wurde von einer alten Frau bewohnt, die sehr geschäftig that, uns zu bewirthen. Wie sie am Herde stand und das Feuer ihr runzelvolles Antlitz erhellte, war es mir als hätte ich sie schon einmal gesehen und zwar unter der Schar von Bettlern, die täglich meinen Palast in Wien belagern; damals war sie mir aufgefallen durch ihre Zudringlichkeit. Ich dachte noch flüchtig über diesen Umstand nach, dann bezwang mich die Müdigkeit und ich sank in Schlummer. Als ich erwachte, sah ich die Alte, die sich über mich gebeugt hatte und einen Becher in den Händen hielt. «Ihr seid so erhitzt, gnädige Dame», rief sie; «nehmt diesen kühlenden Trank, ehe Ihr weiter reitet.» Ich leerte den Becher, der eine wundersam erfrischende und belebende Flüssigkeit enthielt. Meine Gesellschaft brach auf; ich gab der Alten einige Goldstücke, sie küßte mir die Hand und verneigte sich tief. Seitdem habe ich sie nicht wiedergesehen. Als Ihr an jenem Abende uns das Bild zeigtet, erschrak ich lebhaft, denn die im Vordergrunde sitzende Alte, die in einem Tiegel rührt, war

ihr lebendiges Bildniß. O hätte ich schon damals Euch, theurer Freund, vertraut, hätte ich meinen Beschützern die ganze Wahrheit mitgetheilt, vielleicht wäre mir zu helfen gewesen! Was später erfolgte, wißt Ihr, denn meine Schmach ist weltbekannt. Glaubt nicht, daß mir nicht selbst sehr gut bekannt war, wie thöricht ich handelte; allein ich konnte nicht anders. Eine Gewalt, der zu widerstehen mir unmöglich fiel, riß mich fort. An diesen rohen und häßlichen Mann war ich gekettet, er konnte mit mir machen was er wollte! War dies nun die Folge jenes Racheschwurs des Entsetzlichen? Fast muß ich's glauben. Alsdann war jene Alte das teuflische Werkzeug, dessen er sich bediente. Doch ich darf nicht so laut sprechen; die Unholde umgeben mich von allen Seiten. Rettet mich, edler Mann, rettet mich!"

Mit diesen Worten warf sich die schöne Unglückliche lautweinend in die Arme unsers Künstlers, der keinen Augenblick darüber unschlüssig war, was er hier zu thun habe. „Vor allen Dingen", rief er, „eilige Flucht! Euer Kobold

liegt betrunken im Dorfe, wie ich weiß; er wird Euch nicht verfolgen. Wir nehmen schnelle Pferde, und wenn Ihr mich zum Begleiter annehmen wollt, so erreichen wir in kurzer Zeit Mecheln, wo ich Euch fürs erste in die Hände des Bischofs gebe, der Euer Bewunderer und Freund ist und um Euere traurigen Angelegenheiten weiß. Wollt Ihr das?"

„Thut mit Gott, was Euch gut dünkt!" rief sie schluchzend.

Es geschah nun Alles, um die Verfolgte zu schützen. Ihren Freunden gelang es, sie vollkommen von den verderblichen Banden, die sie bis jetzt umschlungen gehalten, zu trennen. Es kam dazu, daß Jopsen infolge seines wüsten Lebens bald nach seiner Trennung von der Gräfin seinen Tod fand; auf dem Sterbelager legte er das Bekenntniß ab, wie er mit jener Alten bekannt geworden, wie sie ihn durch große Summen bestochen und er um ihre Zaubermittel gewußt habe. Er zerstörte bei der Gelegenheit ein Amulet, das er bis dahin auf der Brust getragen. Mit dem Tode des Mannes hörte

der Zauber auf, und die Gräfin genas völlig. Sie kehrte zu den Ihrigen zurück, und nicht lange darauf schloß sie ein ihrer würdiges Ehebündniß. Zu ihrer Vermählung fanden sich der Prinz, Teniers und der Bischof ein. Der Letztere händigte dem Prinzen das bewußte Bild ein, indem er sagte: „Hier, gnädiger Herr, ist das merkwürdige Bild, das uns Allen geholfen: Euch, um eine lebhafte und guterzählte Geschichte uns vorzutragen, unserm Maler, um seinen Ruhm zu vermehren, und mir, um die Welt von dem schädlichen Gezücht der Hexen und Zauberer zu befreien!“

„Vergeßt mich dabei nicht, würdiger Herr!“ setzte der junge Ehemann lächelnd hinzu. „Ich bin diesem Bilde und seinem Schöpfer den größten Dank schuldig, denn es hat mir zum Besitz des kostbarsten Kleinods verholfen, das ich auf Erden kenne.“ Mit diesen Worten schloß er die Gräfin in die Arme, die erröthend ihr Antlitz an seiner Schulter barg.

David Teniers wurde **1644** zum Director der Akademie zu Antwerpen ernannt, einer sehr

bedeutenden Stellung. Sein Ruhm wuchs von Tag zu Tag und verdunkelte den Namen des ältern Teniers, seines Vaters, der bis daß der Sohn auftrat, in nicht geringem Ansehen gestanden hatte. David Teniers war in dem Grade Liebling der Großen, daß er fast täglich Beweise ihrer Gunst empfing. Der Erzherzog Leopold schickte ihm das Diplom eines Kammerherrn und schenkte ihm sein Bildniß an einer reichen goldenen Kette; die Königin Christine, diese capriciöse und wunderliche Tochter des großen Gustav Adolf, bat ihn, nach Schweden zu kommen, und da er nicht kam, schickte sie ihm ihr Bildniß mit den Worten: Da er nicht zu ihr kommen wolle, sähe sie sich gezwungen, zu ihm zu kommen. Der König von Spanien ließ eigens eine Galerie bauen, um Teniers darin aufzustellen. Nur Ludwig XIV. machte eine Ausnahme; eines Tags, als in seinen Gemächern Gemälde unsers Künstlers aufgestellt waren, sagte er mit einer Miene der Geringschätzung: Man nehme diese Polissonerien weg! Dafür waren der Bischof von Gent und der Prinz von

Oranien seine Beschützer und Freunde. Er starb 1694 im 84. Jahre zu Brüssel. Zwei mal war er verheirathet; die erste Frau war die Tochter des bekannten Breughel, der unter dem Namen Sammet-Breugel florirte. Der große Rubens, der den Vater Teniers' unterrichtet hatte, schenkte dem Sohne in so hohem Grade seine Gunst, daß er Bilder von ihm in den Gemächern aufhing, die er zu seinen Wohnzimmern bestimmt hatte.

Nach dem Tode Teniers' nahmen noch viele Hexenprocesse ihren Anfang, zum Beweise, wie fest die damalige Zeit an das Vorhandensein dieser nächtlichen Erscheinungswelt glaubte.

Schleier und Mantel.

Cignani.

Im Kreuzgange des Klosters zu Placenz wandelten zwei Nonnen umher, und unterhielten sich über den Maler, der vor kurzem eingetroffen war und das Altarbild im Kloster angefangen hatte zu malen.

„Ist er schon auf dem Gerüste?“ fragte die ältere der beiden frommen Damen, indem sie des kühlen Morgenwinds halber ihre Arme in die überhängenden Aermel barg und mit flüchtigem Blicke in die halbangelehnte Thür sah, die in den Chor der Kirche führte.

„Schon seit einer Stunde, Placida“, entgegnete die Gefragte.

„Wie nanntest du ihn doch?“

„Cignani.“

„Cignani? Und was weiter? Schüler von wem? Das muß man ja alles heutzutage

wissen, wo alle Welt über Bilder und Maler schwätzt. Ich kann doch, wenn die Mutter Aebtissin ihre Kunstgespräche anfängt, nicht völlig stumm dasitzen! Also wer ist dieser Cignani, und wessen Schüler ist er? Ist er ein Genueser oder ist er ein Venetianer?"

„Keins von Beiden."

„Nun, und was denn? Er wird doch nicht ein Römer sein?"

„Alsdann wäre er dein Landsmann, Schwester."

„Und ich — will ihn nicht zum Landsmann haben. Er ist viel zu wenig höflich und rücksichtsvoll gegen mich. Als ich neulich in der Kirche erschien, glaubst du wol, daß er mich grüßte? Er that als sähe er mich nicht."

„Das kam, weil du in Gesellschaft der Schwester Aurelia kamst. Wärest du allein erschienen —"

„Freilich, er hat nur Augen für die Schwester Aurelia — und doch — sie ist älter wie ich. Es war gerade als man den großen Ochsen zu Ehren des heiligen Rufus auf dem

Marktplatze schlachtete, als sie ins Kloster kam. Es ist nun zwölf Jahre, und sie mochte damals zwanzig Jahr alt sein. Ich kam ins Kloster sechs Jahre darauf und war ebenfalls zwanzig Jahre alt — dem zufolge —"

„Wärst du sechs Jahre jünger! Aber sie sieht noch jung aus, diese schöne Aurelia."

„Nur bei Kerzenlicht — nur bei Kerzenlicht! Wenn man sie beim Morgenlicht besieht, so hat sie eine Falte am Mund und zwei an den Augen; auch hat sie am linken Nasenflügel ein kleines braunes Mal. Wie entstellend ist solch ein Mal —"

„Das Niemand bemerkt."

„Niemand bemerkt? — Weil du blind bist, arme Cornelia; aber andere Leute sind sehend. Doch ich tadle Niemand; meinetwegen mag die gute Schwester, von der die Rede ist, die Kokette spielen auch in den Mauern, die bestimmt sind, die Frömmigkeit zu beherbergen.

„Man kann ihr nichts nachsagen."

Nun gut. Von ihrem vorigen Leben weiß man nichts!"

„Weiß man von dem unsrigen etwas?“

„O, was mich betrifft, ich bin die Tochter des Goldarbeiters und päpstlichen Künstlers, Albertus Rufus in Rom. Jedermann kennt das Haus meiner Aeltern. Als man das Vermögen meines Vaters theilte fand sich's, daß nichts für die Töchter des Hauses übrig blieb, und daß demzufolge das Schicklichste war, daß wir ins Kloster gingen. Meine Schwester ging nach Bologna und ich — kam hierher. Diese Vorfälle gehören gleichsam der Weltgeschichte an und Jedermann weiß davon. Aber diese Donna —“

„Still, da kommt sie eben. Sie biegt ab, sie geht nicht in die Kirche. Welch einen leichten, schwebenden Gang sie hat! Warum geht sie nicht in die Kirche? Wahrscheinlich um mit dem Herrn Cignani nicht allein zu sein. Sie vermeidet ihn, in dem Grade wie er sie sucht.“

„Cignani! Nun, du wolltest mir ja von ihm sprechen.“

„Er ist aus Bologna gebürtig. Schon viele berühmte Kunstwerke hat er geliefert, und dies

ist der Grund, daß der Herr Cardinal, auf seiner Durchreise hier, ihn der ehrwürdigen Mutter empfohlen hat. Er ist ein schöner Mann, und kann so in der Mitte der Vierziger sein."

„Ich sehe nie einen Mann auf seine Schönheit an, ich frage bei den Männern einzig danach, ob sie tugendhaft, ob sie weise sind, und dieser Herr Cignapani oder Cignani, wie du ihn nennst, scheint mir weder das Eine noch das Andere zu sein. Ist es wol klug, sich einer so thörichten Leidenschaft zu überlassen, wie er es thut, und ist's weise, diese Thorheit so offen zu zeigen? Ich sage dir, daß sogar unsere alte Mutter Aebtissin, obgleich sie blind und taub ist, davon Kenntniß genommen hat."

„Das heißt, du bist hingegangen, ihr zu erzählen."

„Ich hielt das für meine Pflicht und Schuldigkeit. Im Kloster, in welchem ich mich befinde, darf nichts Ungebührliches vorfallen."

„Ungebührliches? Ist es ungebührlich, daß ein Maler einer Dame im Kloster Aufmerksamkeit beweist? Und dies in allen Ehren.

Denn du wirst bekennen müssen, Schwester Aurelia ist die Tugend selbst. Aber sie hat dabei Bildung und weiß über Bücher und Malerei zu sprechen. Da ist denn nichts zu verwundern, daß ein kenntnißreicher Mann sich mit einer solchen Frau über die Dinge, die Beide beschäftigen, bespricht. Und übrigens die Maler, sie sind alle sehr geselliger Natur; ich kannte Einen, der sich auf den Marktplatz hinsetzte und malte, weil er behauptete, er könnte nicht genug um sich her schwatzen und lärmen hören."

„Setze nur hinzu: Die Maler sind auch sehr verliebter Natur. Ich weiß, was es mich für Mühe gekostet, den Zudringlichkeiten eines solchen Geschöpfs zu entgehen, als ich noch in dem Hause meiner Aeltern wohnte. Alle Augenblicke sagte er mir schöne Dinge. Bald war es mein Arm, der seinen Beifall hatte, bald meine Schulter, und immer wollte er, daß ich die Theile, die er lobte, entblößen sollte, bis ich ihm denn endlich sehr scharf die Wahrheit sagte, und meine Brüder darauf sahen, daß er nicht mehr über unsere Schwelle kam. Welch

eine Unverschämtheit! Und ich bin überzeugt, dieser Herr Cignapanzi macht es ebenso. Doch da tritt er aus der Kirche heraus; wahrscheinlich will er sich umsehen, wo seine Schöne geblieben ist. Laß uns zur Seite treten, er könnte auf den Einfall kommen, uns anzureden.“

Und aus der Kirchenthüre trat in schwarzer Kleidung ein schlanker, hochgewachsener Mann hervor, blieb auf der Stufenerhöhung stehen, und richtete seine Blicke nach den feurigen Farben des Morgenhimmels. Sein Gesicht war voll Ausdruck und Schönheit, obgleich die Tage der Jugend diesen Zügen bereits entflohen waren. Die Nonnen betrachteten ihn mit Neugier. Seine Blicke schienen einen Gegenstand zu suchen; als er ihn nicht sah, zog er sich wieder zurück, nachdem seine Brust einen tiefen Seufzer ausgestoßen hatte.

„Der arme Mann“, sagte die eine Nonne, „er leidet sichtlich. Man sagt, daß er keine Nahrung zu sich nimmt, und daß er so anhaltend arbeitet, lediglich um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Er sollte aus

dem Kloster fort; aber freilich wer sollte dann das Bild vollenden!"

Die Glocke ertönte, und die beiden Nonnen eilten nun, in den Betsaal zu kommen.

In ihrer kleinen düstern Zelle mit der Aussicht auf die Gräber des Klosterkirchhofs saß die Nonne Aurelia, und blickte, das Haupt gesenkt, auf die Bläter des Buches, ohne daß sie die Schrift derselben las. Ihre Gedanken waren anderswo. Da wurde die Thüre leise geöffnet und die Schwester Pförtnerin trat ein, eine alte Nonne mit einem freundlich lächelnden Gesichte. „Schwester", rief sie und hielt einen Zipfel ihres Schleiers vor dem zahnlosen Munde, um anzudeuten, daß Das, was sie sagte, etwas Geheimnißvolles sei, „Schwester, sie sind Alle bei der Procession und der Mann läßt fragen, ob er dir seine Aufwartung machen dürfe."

„Du weißt, daß ich ohne Erlaubniß der ehrwürdigen Mutter ihn nicht bei mir sehen darf", entgegnete die Nonne.

„Die Ehrwürdige“, erwiderte die Dienerin, „hat dir diese Erlaubniß einmal für allemal gegeben; ich war selbst dabei, wie sie dies that. Also damit entschuldige dich nicht. Etwas Anderes wäre es, wenn du gerade religiöse Uebungen vorhättest oder du dich, was Gott verhüten möge, unwohl fühltest.“

„Das Letztere ist in der That der Fall“, sagte die Nonne, „du kannst ihm meinen Gruß bringen und seinen Besuch auf ein andermal erbitten.“

„Da ist er selbst!“ rief die Alte, zog sich schnell zurück und der Maler Cignani trat ein, sich tief verbeugend vor der Nonne, und dann, auf ihren Wink den Platz am Fenster einnehmend. Beide saßen stumm eine Weile gegenüber.

„Ihr seid seit sechs Tagen nicht in die Kirche gekommen!“ hub endlich der Künstler an, und richtete den Blick seiner dunkeln Augen mit forschendem Ausdruck auf das bleiche Gesicht der Angeredeten. Was war der Grund davon, Donna?“ —

Sie schwieg.

„Mein Bild rückt nicht vorwärts“, setzte er seine Rede fort, „wenn Ihr nicht kommt, es zu betrachten. Deshalb bin ich auch jetzt zu Euch eingedrungen, gleichsam, gegen Eure Erlaubniß, denn ich will wissen, ob mein Bild leben oder sterben soll.“

Sie schwieg noch immer.

„Ich könnte hinzusetzen, ob der Schöpfer des Bildes leben oder sterben soll“, sagte er mit einer tiefen, durchdringenden Betonung. „Donna, Ihr handelt nicht recht an mir.“

Sie sah ihn an und ihr schönes Auge schien sich mit Thränen füllen zu wollen, doch sie überwand diese Aufregung und mit dem Ausdruck des Friedens und der Ruhe erwiderte sie: „Ihr seid es, Messer Cignani, der nicht so handelt wie er sollte. Habt Ihr mir nicht eine ehrerbietige, aufrichtige und treue Freundschaft zugesagt, und welcher Art sind nunmehr die Foderungen, die Ihr an mich stellt? Ihr wollt mich täglich sehen, täglich sprechen, und immer ohne Zeugen, und wenn ich komme, so sind es

nicht Bilder und Kunstgegenstände, über die Ihr meinen Rath verlangt, sondern über den Zustand Euerer Seele wollt Ihr meine Meinung wissen. Euere Reden nehmen eine Innigkeit, eine Aufgeregtheit an, die, wenn ich eitel und weltlich wäre, leicht für mich die Deutung gewinnen könnten, als suchtet Ihr meinen Lippen ein gewisses Geständniß zu erpressen, das, in meinen Jahren einem Manne gegenüber ausgestoßen, mich vor der Welt lächerlich und verächtlich machen könnte, und doppelt mich erniedrigen würde in dem heiligen Stande, in dem Ihr mich sehet. Also wo ist da Euere Freundschaft? Wollt Ihr Euere Freunde erniedrigen? Wollt Ihr sie auf Irrwege führen, um nachher über sie mit Recht Euch beklagen zu können? Messer Cignani, nicht ich, sondern Ihr seid der anzuklagende Theil, und daß ich die Anklage so mild und sacht thue, soll Euch ein Beweis sein, wie viel der von Euch so leichtsinnig verscherzten Freundschaft in meinem Busen für Euch lebt."

„Ach!" rief der schöne Mann erschüttert aus: „wozu hier noch mit langen Reden streiten?

Mit einem Worte, ich liebe Euch! Macht nun mit diesem Geständniß, was Ihr wollt!"

Sie erhob sich und ging mit raschen Schritten an die Thüre, dann blieb sie stehen und sagte halb zu sich selbst: „Keine Thorheit!" Nach einer Pause wandte sie sich zu dem Manne, der zweifelnd und geängstigt da saß, und sagte mit fester Stimme: „Ihr müßt das Kloster verlassen."

„Als wenn ich das könnte!" entgegnete er.

„Ein Mann kann Alles!" sagte sie. „Seid ein Mann!"

Er warf sich ihr zu Füßen: „Flieht mit mir — werdet mein Weib!" so stammelte er und hielt ihre Knie umschlossen.

„Nimmermehr! nimmermehr!" rief sie. „Ich sollte von neuem mich in das Meer voll Klippen stürzen, jetzt, da ich endlich den Hafen gewonnen? O ewige, göttliche Mutter, das wollest du verhindern! Dein bin ich, dein will ich in aller Ewigkeit bleiben."

Sie stand mit hochgehobenen Händen, die Blicke gen Himmel gerichtet.

Ein tiefes Schweigen herrschte in dem Gemach. Er lag noch zu ihren Füßen, sein dunkler Lockenkopf war halb von ihrem Schleier verhüllt.

„Ich sollte in die Welt zurückkehren" setzte sie hinzu, „die mir den Wermuthbecher an die Lippen brachte, wenn ich Labsal trinken wollte! Ich sollte dieses heilige Asyl, das mich aufnahm, als ich von Schmerzen beladen hier an die Pforte klopfte, ich sollte es meineidig und in feiger Flucht verlassen? Ach, was wäre ich, wenn ich das thäte! Gott, du hast die Stunden meiner Erniedrigung, meiner tiefen Schmach gesehen, dein Arm richtete mich Gefallenen empor, dein Bild wohne ewig dafür in meinem Herzen!"

Sie hüllte sich in ihren Schleier, und blieb aufgerichtet stehen. Im Wahnsinn der Leidenschaft umschlang sie Cignani, und wollte sie auf den Sitz niederziehen. Mit einem Schrei des Entsetzens entwand sie sich seinen Armen und entfloh. Ihr Schleier blieb in seinen Händen zurück.

Einige Wochen waren vergangen; während dessen war in der Seele des Künstlers eine entschiedene Wandlung vor sich gegangen. Er hatte gegen seine hoffnungslose Leidenschaft gekämpft, und es war ihm gelungen, sie zu überwinden. Rasch wollte er das Bild vollenden, um das Kloster verlassen zu können. Er arbeitete anabläßig, verließ die Kirche selten und sah die Nonne Aurelia nicht. Er hörte, daß sie ihr Zimmer nicht verlasse, daß sie strengen Andachtsübungen obliege. Als das Bild fertig und der Tag seiner Abreise aus Placenz festgesetzt war, suchte er um die Erlaubniß nach, von seiner ehemaligen Beschützerin und Gönnerin Abschied nehmen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm gegeben. Er trat in das Zimmer der Nonne mit einem Päckchen unterm Arm, das er sorgfältig unterm Mantel bewahrte. Aurelia empfing ihn sanft, würdevoll und gelassen. Er beugte sich auf ihre Hand, und sagte mit einer leisen und bebenden Stimme: „Vor allen Dingen, Signora, Verzeihung für Das was geschehen! Ihr sehet einen Reumüthigen

und Gebesserten vor Euch!" „Alsdann", sagte sie, „begrüße ich meinen Freund, der mir wiedergegeben, mit dem Gruße des Segens und des Friedens!"

Sie setzten sich still beieinander, und Cignani sprach von seinem Bilde, und von den Unternehmungen, die er auf Bestellung in nächster Zeit vorhabe, und die ihn nach Rom riefen. Aurelia hörte ihm mit Vergnügen zu; es war als wenn die Vergangenheit mit einem tiefen Schleier vor Beider Blicken bedeckt worden. Aurelia, die sich jetzt ihres Freundes sicher glaubte, wollte die Abschiedsstunde nicht vorübergehen lassen, ohne daß sie Das, was sie auf dem Herzen hatte, ablöste. Sie hub darum mit einem anmuthigen Lächeln zu fragen an. „Wollt Ihr mir denn aus Eurem frühern Leben nichts erzählen? So erzählt mir doch irgend ein Abenteuer daraus.

„Signora", entgegnete er, „was ich zu erzählen habe, würde sich kaum für Euer Ohr schicken es anzuhören. Ich habe meine jungen Jahre in wüstem Taumel vollbracht. Leider

bei uns Malern ist's gebräuchlich, daß wir dem Lebensgenusse ungebührlich nachjagen. Wollte man sich auch zurückziehen, es würde nicht gelingen und — wenn wir die Sache recht betrachten, ist es denn nicht auch nöthig, daß man das Niedrige und Entweihende kenne, um das Hohe und Reine um so mehr schätzen und erreichen zu lernen? Euch, meine Freundin, zum Beispiel, würde es nicht so gelungen sein mein ganzes Wesen zu fesseln, wenn ich nicht vorher Frauen kennen gelernt, die das Gegentheil von Dem sind, was Ihr seid."

„O so sprecht doch! Was waren das für Frauen?"

„Fragt mich nicht!" bat er ausweichend.

„Doch — doch! Ihr könnt's mir ja schon sagen. Wir haben ja Frieden geschlossen, und können mit Ruhe über diese Dinge sprechen. Was waren das für Frauen? sagt doch!"

„Signora, es sind schon dreißig Jahre her; ich besinne mich in der That nicht genau —"

„Mein Freund, dies sind Ausreden."

„Nun wohl, um Euch zu zeigen, was für unwürdige Frauen es auf der Welt gibt, so will ich sprechen. Doch nochmals Vergebung für meine Worte. In Rom lebte eine berüchtigte Buhlerin. Sie war jung, schön und viele von uns Künstlern rühmten sich ihrer genauern Bekanntschaft. Ich war funfzehn Jahre alt, kannte die Welt nicht, kannte die Frauen nicht, ich war keusch und streng im älterlichen Hause erzogen worden. Da nahmen mich einst die Kameraden mit zu der Signora Stephania, wie jene schöne Schlange, die einen eigenen kostbaren Palast bewohnte, hieß. Was soll ich weiter hinzusetzen? Man sagt, ich soll damals ein hübscher Junge gewesen sein, sie wollte an mir den Triumph ihrer Reize zeigen. Aber ich — blieb standhaft. Ich entfloh, nachdem ich meinen Mantel in ihren Händen zurückgelassen. Buchstäblich die Geschichte von dem Joseph in Aegypten. Meine Genossen lachten abwechselnd über mich und schalten mich. Ich kam mir selbst einfältig vor, und nur ein Jahr später hätte sich das Ereigniß zutragen sollen,

wahrlich ich hätte anders gehandelt. Ich verließ Rom und — dies, fromme Schwester, ist mein erstes Abenteuer mit Frauen von einer gewissen Art. Wollt Ihr die andern auch noch hören?"

Sie schüttelte das Haupt; ihre Blicke waren mit dem Ausdruck einer seltsamen Verwirrung zu Boden gerichtet.

„Was ist Euch?" sagte der Maler bestürzt. „Hab' ich nicht gesagt, für Euer heiliges Gemüth passen solche Dinge nicht. Doch Ihr zwangt mich dazu."

„Habt Dank", sagte sie leise. „Erfuhrt Ihr nichts von dem fernern Schicksal jener — Frau?"

Cignani hub an zu lachen.

„Mein Himmel, warum lacht Ihr?"

„Sie soll sich in die Tiber gestürzt haben", entgegnete er „und zwar weil sie sich darüber gegrämt, daß es ein männliches Wesen gegeben, das ihr hat Widerstand leisten dürfen! Die Wahrheit ist, daß man sie bald darauf in Rom nicht wieder sah."

„Vielleicht hat sie Euch wirklich geliebt!" sagte die Nonne.

„Frauen dieser Art sind keiner Liebe fähig.“

Die Nonne schwieg. Nach einer Pause fragte sie: „Wißt Ihr Euch denn gar nicht zu besinnen wie sie aussah? Habt Ihr kein Bild von ihr?“

„Ihr fragt sehr umständlich. Allerdings habe ich in späterer Zeit ein Bild gemacht, wo ich mich selbst als Joseph und sie als das bekannte Weib des Potiphar dargestellt. Es fand Beifall und ist mir gut bezahlt worden. Wer es gekauft, habe ich nicht erfahren, und ich möchte es wol wiedersehen, um eine Copie davon zu nehmen, denn, ich weiß mich zu besinnen, daß es ein gutes Bild war, und zudem ein Stück aus meinem Leben.“

„Vielleicht kann ich hierin Euern Wunsch erfüllen.“

„Ihr Signora?“

„Ich kenne den jetzigen Besitzer des Bildes, und er wird auf mein Begehren es Euch gern auf die Zeit, die Ihr nöthig habt, es zu copiren, geben.“

„So werde ich Euch zu Dank verpflichtet sein. Und jetzt laßt mich, da ich das Bekenntniß

meiner Schuld und der aufrichtigen Reue dafür, daß ich Euch in Euerm frommen Wandel gekränkt, auch das äußere Zeichen jener unglücklichen Stunde in Euern Besitz zurückgeben." Hiermit zog er das Päckchen hervor, es enthielt den Schleier, der, als die Besitzerin desselben geflohen, in seinen Händen zurückblieb. Die Nonne nahm den Schleier, öffnete den kleinen Wandschrank und nahm, sorgfältig in ein Tuch gehüllt, einen Gegenstand heraus, den sie ihm überreichte, mit den Worten: „Hier, Messer, nehmet auch Ihr etwas von mir an, das Euch gehört. Aber ich bitte Euch, öffnet das Tuch erst wenn Ihr auf Euerm Zimmer seid. Wir sind quitt. Jetzt lebet wohl, reiset glücklich, und wenn es Euch gut geht, so gedenkt in Euerm Gebet der Büßerin im Kloster zu Placenz!"

Mit diesem Worte entfernte sie sich. Als Cignani das Verhüllte hervorzog, war es ein leichter, seidener Mantel, dessen Stickerei bereits verblichen war. Mit dem höchsten Erstaunen erkannte er seinen eigenen Namen, in die Ecke

gestickt. Es war sein Mantel; er besann sich jetzt, einen solchen als Schüler getragen zu haben. Aber wie kam dieser Mantel — ins Kloster — in den Besitz einer Nonne? Die Gedanken wirbelten ihm im Kopfe herum. Plötzlich sank es wie ein Schleier vor seinen Augen. Eine Aehnlichkeit, die ihm bereits dunkel und wie im Traume einmal schon aus dem Antlitz der Nonne entgegengeblickt, wurde jetzt zur deutlichsten Anschauung. Sie war es, die Nonne Aurelia, die fromme Beterin, sie war jene Donna Stephania aus Rom! Darum ihr Anliegen, die Geschichte jener Bekanntschaft aus seinem Munde zu hören! Darum jene räthselhaften Worte beim Abschied: Wir sind quitt! Ihr Schleier, sein Mantel. Sie hatte ihn bezahlt. Trotz des Demüthigenden, das in diesem Abenteuer für ihn lag, für ihn, den schönen Mann, der überall zu siegen gewohnt war, wo er sich nahte, mußte er doch über die liebliche Anmuth, die ans Schalkhafte grenzende kleine Rache, die sie nahm, lächeln, und die schöne Nonne wurde ihm nur noch theurer. Er machte

einen Versuch sie nochmals zu sehen, doch vergeblich, er mußte das Kloster verlassen ohne diesen Wunsch erfüllt zu sehen.

In Rom angelangt, überbrachte ihm ein Unbekannter das Bild, das er einst selbst gemalt. Er wußte jetzt, von wem es kam und wer der Besitzer des Bildes war. Er ehrte das Geheimniß, und nachdem er mit Rührung und Liebe eine Copie von seinem eigenen Werke, das ihm jetzt so werth geworden, genommen, schickte er es auf dem angegebenen Wege der Eigenthümerin zurück.

Dies war das kleine Abenteuer, das die Geschichte des Bildes ausmacht, das wir in unserer Galerie vor uns sehen, und das durch seine geistvolle Zusammensetzung, durch den Schmelz seiner Farben, durch die Wahrheit in den Gesichten und Stellungen das Auge des Kenners wie das des Liebhabers entzückt.

Carlo Cignani stammte aus einem alten bolognesischen Geschlechte und Baptista Cairo war sein Lehrer, später der berühmte Albani. Die beiden ersten Gemälde, die seinen Ruf

begründeten, waren: Der Einzug Franz I. von Frankreich, der bei seiner Durchreise durch Bologna die an Kröpfen Leidenden zu sich bescheiden läßt, um sie durch seine Berührung zu heilen, und der feierliche Besuch, den der Papst Paul III. dieser Stadt macht. Beide Werke fanden ungetheilten Beifall. Demzufolge erhielt er Aufträge über Aufträge. Der Herzog Franz von Parma machte ihn zum Grafen und Ritter, und der Kurfürst von Baiern erbat sich ihn nach München, wohin er jedoch nicht ging, sondern nur ein Bild hinschickte. Papst Clemens XI. machte ihn zum Director der neugegründeten Malerakademie zu Bologna. Als er den Tod herannahen fühlte, der ihn 1719 im 91. Jahre hinwegnahm, wollte er einige Gemälde von seiner Hand, die ihm zu frei dargestellt schienen, verbrennen, namentlich jene Potiphar, von der wir gesprochen, doch sein Sohn Felice hinderte ihn daran, indem er dem Vater versprach, einen Schleier über die entblößten Schultern zu malen. Dieser Schleier unterblieb.

Seine Manier der Auffassung vereinigt die

glücklichen Gaben, die einem Guido Reni, einem Correggio und einem Caravaggio die Liebe und Bewunderung der Menge erwarben; doch war er nicht Original. In der Kapelle Davia zu Bologna findet sich ein Marienbild von ihm, in eigenthümlicher Auffassung; das Christkind theilt darin zwei Rosenkränze aus, dem heiligen Johannes einen von rothen Rosen, der heiligen Therese einen von weißen Rosen.

Der Unbekannte.

Paul Veronese.

In später Abendstunde, bei heftigem Sturme und einem Unwetter, daß man nicht einen Schritt vor sich sehen konnte, langte vor dem Landhause der Pesani, unweit Venedig ein Fremder zu Pferde an, gefolgt von einem Diener, und erbat sich Einlaß. Man gewährte ihm diesen. Herr und Diener wurden in eine Halle im untern Geschoß geführt, wo sie ihr Gepäck ablegten, und während man ihre Thiere versorgte, vergönnte man ihnen Zeit, sich von den Beschwerden einer nächtlichen Reise unter solchen Umständen zu erholen. Es wurden die Wandleuchter mit Lichtern versehen, und Feuer in dem Kamin gemacht. Der Herr, wie er jetzt seinen Mantel ablegte, zeigte sich als ein stattlicher Mann in den besten Jahren mit schwarzem Lockenkopf und

einem schönen Barte um Lippen und Kinn. Seine Kleidung, obgleich durch das Unwetter in Unordnung gebracht, war von kostbaren Stoffen, und an seinem Seitengewehr, das er auf den runden Marmortisch in der Mitte der Halle niedergelegt hatte, zeigten sich Edelsteine von nicht unbedeutendem Werthe. Während er, die Arme auf der Brust verschränkt, auf und abschritt, klirrten ritterliche Sporen an seinen Füßen, und wenn die Flamme des Kamins gerade in ihrem hellsten Scheine auf die grüne Sammetumhüllung seines Oberkleides fiel, so zeigte sich in den Spalten desselben etwas Blitzendes, und dies konnte nichts Anderes als ein Brustharnisch sein, den der nächtliche Reiter, zur Vorsicht, unter seinem Kleide versteckt hielt. Der Diener war ein Mohr von nicht häßlicher Gesichtsbildung, doch drückten seine Züge Schweigen und finstere Entschlossenheit aus. Er verfolgte mit seinen Blicken, indem das Weiße des Auges abwechselnd im dunkeln Gesichte bald dorthin, bald hierhin leuchtete, jede Bewegung seines Herrn mit gespannter Aufmerksamkeit. Er schien

eines Befehls gewärtig, der jedoch nicht erfolgte. Der Herr stand in der Mitte der Halle still und betrachtete sich das Deckengemälde, dann ging er zur Betrachtung der einzelnen Bilder über, die an den Wänden befestigt waren. Während dessen machte sich der Mohr mit einer kleinen Kiste zu thun, die er bald hierher, bald dorthin trug, immer dabei mit den Augen den Herrn um Verhaltungsbefehle angehend.

Es währte eine Weile, dann zeigte sich eine dicke Gestalt in der Thüre, mit einem Schlüsselbunde an der Seite. Der Mohr stieß jetzt seinen Herrn leise an, indem er auf den Eintretenden zeigte. Der Reisende wandte sich rasch um und ging mit einem ebenso freien als höflichen Gruße auf den Mann zu, der mit seinen Schlüsselbunde klappernd auf der Thürschwelle stehen blieb.

„Ein böses Wetter, Signor!“ hub der Dicke an.

„Wahrlich ja! lieber Herr.“

„Wie seit Menschengedenken nicht“, fuhr



jener fort. „Und wir haben gerade ein hübsches junges Fräulein, das heute Nacht auf der See schwimmt. Ihr werdet die Güte haben, für sie zu beten, Signor. Die Familie ist gerade bei der Andacht, und kann deshalb nicht die Ehre haben, Euch vor sich zu lassen. Morgen werdet Ihr sie begrüßen. Macht es Euch bequem und seht mich als zu Euerm Dienste bestimmt an. Ich bin der Intendant des Schlosses und man nennt mich Messere Rosa. Ich bin jedoch kein Verwandter von dem Cardinal Rosa, von dem Ihr gehört haben werdet. Es wäre jedoch nicht übel, wenn ich es wäre. Mit einem Vater der Kirche verwandt zu sein, kann nicht anders als Ehre und Vortheil bringen. So denke ich wenigstens, Signor."

Der Fremde machte im Geheimen die Bemerkung, daß er es mit einem Manne zu thun habe, der zugleich neugierig und schwatzhaft war.

„Ihr begehrt gewiß einen Trunk guten Weins", fuhr der Intendant fort, „und den haben wir. Das Haus der Pisani ist mit Allem

versorgt, was zu des Leibes und der Seele Nothdurft gehört. Wir lassen mehre unserer Vorräthe über Meer kommen, und in unsern Kellern stehen Fässer, deren Inhalt weitere Reisen gemacht, als Ihr und ich zusammen, Signor." Während er dieses sprach, betrachtete er den Mohren mit Aufmerksamkeit, der sich noch immer mit der Kiste trug.

„Stelle das Gepäck dort in die Ecke des Saals," gebot der Reisende, ärgerlich über das viele Hin- und Hergehen des Dieners.

„In der Kiste befinden sich wol Gegenstände mit denen Ihr handelt, etwa Pretiosen!" sagte der Intendant. „Wenn ich richtig gerathen habe, so wünsche ich Euch Glück, Signor, daß Ihr gerade hier mit diesem Krame eingetroffen, denn wir statten eine Braut aus, und obgleich es nicht an Schmuck fehlt, der diesem edeln Kinde mit freigebigen Händen dargeboten wird, so könnte doch immer noch etwas fehlen, oder zu fehlen scheinen. Denn in solchen Fällen erscheint das Ueberflüssige nothwendig. Ich will einen der kleinen Wandschränke öffnen und Euch

den Schlüssel übergeben. Die Schlösser sind von dem geschicktesten Meister gearbeitet und schließen vortrefflich. In dem Landhause der Pisani gibt es nichts an Geräthen und Möbeln, das nicht andern Häusern und Einrichtungen zum Muster dienen könnte."

Mit diesen Worten schob er das Kästchen, es vorher in den Händen wiegend, in einen Eckschrank, dessen Thüren mit Heiligenbildern bemalt waren, und gab mit einer gewissen Förmlichkeit den Schlüssel an den Reisenden. Dieser bedankte sich höflich und befestigte den Schlüssel an seinem Gürtel.

Eine Pause entstand und da der Fremde merkte, daß der Intendant sich, unwillig, daß seine erste ihm nicht beantwortet worden, zu einer neuen Frage rüstete, kam er ihm zuvor und fragte seinerseits: „Also im Landhause des Procurators Pisani habe ich die Ehre mich zu befinden? Ich dachte es mir wol, obgleich ich in der Richtung des Wegs nicht ganz gewiß meiner Sache war. Schon lange hatte ich den Wunsch, dieses berühmte Haus, berühmt ebenso

sehr durch den Rang, die Würde und die edle Gastfreundschaft seiner Eigenthümer, als durch die Schönheit seines Baues, kennen zu lernen."

„Also Ihr gedenkt —"

„Noch Eins, Herr Intendant: Wißt Ihr nicht, ob die beiden Brüder des Procurators, der Almosenierer und der Hauptmann der Wachen sich gegenwärtig hier befinden?

„So ist's, mein Herr. Der Capitano, und Monsignore Almoseniere sind Beide hier. Die Tochter des Erstern ist's gerade, die wir verheirathen."

„Und sie ist's auch, die auf dem Wasser schwimmt?"

„O, bei allen Heiligen, nein! Sie schwimmt nicht auf dem Wasser; es ist Annunciata, ihre Schwester. Die Arme — bei diesem Sturme! Aber der Patron unsers Hauses wird sie nicht verlassen. Er wird wissen, daß es keine Kleinigkeit ist, ein Mitglied der Pisani in Gefahr zu sehen. Man muß im Himmel selbst ein Uebriges für uns thun. Das scheint mir nicht

mehr wie billig. Doch Ihr, Signor, kennt Ihr den Herrn Capitano und den Monsignore? Habt Ihr Geschäfte mit —"

„Welches sind die Frauen des Hauses, Herr Intendant? Man muß sich doch nach der schönern Hälfte der Einwohnerschaft eines Hauses erkundigen."

„Vollkommen eines Cavaliers würdig, Signor. Unsere Frauen bestehen in der sehr ehrwürdigen Frau Procuratrice, Donna Celinde, Laura, Clementina. Sie stammt aus dem herzoglichen Geschlechte der Pforzi ab, doch werdet Ihr sehen, daß sie weder hochmüthig noch adelstolz ist. Dergleichen überlassen wir Denen, die aus der Dunkelheit emporsteigen und nun nicht genug wissen, wie sie ihre Vorzüge sollen ans Licht bringen. Ihre Schwester ist die Aebtissin des Klosters zu den fünf Wundenmalen. Dies ist sicherlich die lustigste und aufgeweckteste Aebtissin, die es jemals gegeben. Sie lebt hier, weil sie es in ihrem Kloster zu einsam findet. Und wahr ist's, in dem Hause der Pisani geht es so munter zu, daß selbst ein Todtkranker sich

hier neu beleben muß, er mag wollen oder nicht. Aber dabei wird der Anstand und die Würde nie aus den Augen gesetzt! Das ist ein Ding, das sich von selbst versteht. Aber Ihr wolltet mir sagen, Signor, ob Ihr —"

„Und Ihr — Ihr wolltet mir gütigst einen Trunk Wein bringen!" rief der Fremde lebhaft dazwischen. „Thut, was Ihr Euch vorgesetzt, ich bitte darum."

Der Schlüsselbewahrer des Hauses ging, indem er vor sich hinmurmelte: „Dieser Mann kann durch vieles Fragen Einem lästig fallen. Er antwortet nicht, sondern er fragt. Das Unwetter hätte diese Unart auch aus ihm heraustreiben sollen, wie es die Motten aus seinen Kleidern herausgeklopft hat. Nichts widriger, als bei einem Manne Neugierde! Indessen wir wollen ihn nicht verschmachten lassen! Im Hause der Pisani ist noch Niemand durch unsere Schuld in elende Zustände gerathen."

Der Fremde, der zurückgeblieben, trat wieder an die Wand, um die Bilder zu betrachten und sagte vor sich hin: „Also zwei alte Damen,

zwei junge! Die eine der letztern schwimmt zwar noch auf dem Wasser, allein sie wird doch endlich aufs Trockene kommen und dann drei Männer, Nobili in Amt und Würde und respectabel, obgleich man von dem Großalmosenier der Republik in Venedig Geschichtchen hören kann, die den besten im Decamerone nichts nachgeben. Der Capitano mag etwas weiser mit der Zeit geworden sein, denn er hat nunmehr erwachsene Töchter, vor deren Augen er sich in Acht nehmen muß. Gegen den Procurator, den Chef der Familie, weiß man nichts zu sagen; er ist ein edler, weiser und tugendhafter Mann. Nun wir wollen die Gesellschaft bei Tage etwas näher ins Auge fassen, sowie wir die Architektur des Schlosses näher prüfen wollen. Alles das kann man uns nicht verbieten. Einstweilen wollen wir den Becher leeren, den der gute Mann uns da bringt, und dann wollen wir uns zur Ruhe legen. Jupiter, der heute stürmen läßt, wird morgen die Aurora küssen, und ihr befehlen, die Sonne leuchten zu lassen. Alles auf dieser Welt ist dem Wechsel unterworfen. Carlo,

lege mir das Tigerfell hier an das Kamin, ich will mich zur Ruhe begeben. Hörst du, alter Bursch! und sei nicht mistrauisch; in diesem Hause können verfolgte Fürsten ihr Haupt niederlegen, es geschieht ihnen nichts, wie vielmehr ein armer —" Er endete nicht, denn der Intendant war dicht an seinem Ohre und hörte die letzten Worte des Selbstgesprächs.

„Ihr wolltet, Signor?" —

„Euch eine gute Nacht wünschen, Messere Rosa!"

Der Schlüsselbewahrer machte eine Verbeugung und ging.

Bereits war der Gast einige Tage im Landhause der Pisani, stand mit der Familie auf einem vertrauten Fuße und noch wußte Niemand wer er sei. Die Gastfreundschaft verbot eine directe Frage und einer Andeutung wußte er stets geschickt auszuweichen. Der Mohr, sein Diener, war stumm wie das Grab. Die Auf-

gabe, Stand und Namen des Fremden zu erforschen, war besonders dreien Personen zugetheilt, oder diese hatten sich vielmehr selbst diese Pflichten aufgelegt. Von diesen Dreien war Signora Laura, die Tochter des Capitano, ihre Tante, die Aebtissin und Messere Rosa, der Intendant. Im Solde der schönen Signora Laura stand das ganze männliche Personal des Hauses, ihr Vater und ihr Bräutigam an der Spitze. Diesem hübschen Kinde, das die Munterkeit und die Anmuth selbst war, konnte Niemand eine Bitte oder einen Dienst verweigern. Es halfen also sämmtliche Männer ihr das Räthsel lösen. Weniger günstig war die muntere Aebtissin gestellt, diese mußte sich auf ihre eigene Forschergabe und auf die Augen und Ohren ihrer Kammerfrau verlassen, welche freilich sehr schlau und sehr unternehmend war. Am wenigsten unterstützt war jedoch der gute Schlüsselbewahrer des Hauses, denn er hatte kein anderes Mittel, da seine persönlichen Angriffe ohne Erfolg geblieben, als sich in ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Mohren einzulassen, um auf

diese Weise hinter die Geheimnisse seines Herrn zu kommen. Doch auch dieser Weg zeigte sich als einer, der nicht zum Ziele führte.

Die schöne Laura präsidirte an der Familientafel und stellte eben ein Examen an, über die Leistungen der von ihr ausgesendeten Truppen. Zuerst heftete sie ihr Auge auf die ehrwürdige Gestalt ihres Oheims, des Procurators, und fragte mit anmuthigem Lächeln: „Nun, mein theurer Onkel, was habt Ihr herausgebracht?"

„Mein Kind", antwortete dieser, „ich muß mir das Zeugniß geben, daß ich der Republik, Gott segne sie, stets mit Treue gedient, daß ich aber nie mich dazu hergegeben, die Dienste eines Spions zu leisten, also entschuldige mich!"

„Ihr seid von jeder fernern Dienstleistung freigesprochen, Signor!" sagte die junge Dame mit Ehrerbietung, „ebendasselbe gilt Euch, sehr edler Herr Almosenierer; aber nun was Euch betrifft, höchst tapferer Hauptmann der Wachen, so kann für Euch nicht gelten, was bei diesen Herren gilt. Ihr habt die Ehre, der Vater einer Tochter zu sein, die ohne Ruhm zu melden, die

weiseste und vorsichtigste ihres Geschlechts ist, und deren Pläne und Anschläge zu unterstützen jedem Cavalier eine Ehre und ein Ruhm sein muß, Ihr also, Signor Padre, Ihr werdet hiermit aufgefodert zu berichten, ob Ihr Eure Schuldigkeit gethan, und gehörig geforscht habt, wer der räthselhafte Fremde ist, der seit einiger Zeit bereits in unsern Mauern weilet. Denn es steht in den Sprüchen der Weisheit geschrieben: «Siehe zu mit wem du umgehst und merke dir deine Freunde und Feinde.» Also, Herr Hauptmann, was antwortet Ihr?“

Der alte Soldat, an dem diese Worte gerichtet waren, der im Dienste der Republik einen Arm eingebüßt, und diesen Mangel an körperlichen Reizen dadurch zu ersetzen suchte, daß er sich eine stets glühende Nase angeschafft, die von seiner Kenntniß der guten Weine seines Kellers Zeugniß gab, sah seine Tochter mit einem schlauen Lächeln an und sagte: „Es ist ein Goldmacher, Kind. Ja, glaub's nur! Er führt sein Laboratorium mit sich. Ich habe ihn selbst durch den Spalt in der Thüre arbeiten sehen. Ja, ja,

es ist ein Alchymist, und wenn du dich um seine Gunst bewirbst, mein Täubchen, können wir alle Krösusse werden."

„Wie, gnädiger Herr!" sagte der junge Soldat zu seiner Seite, „Ihr gebt in allem Ernste meiner Braut den Rath, sich um die Gunst eines fremden Cavaliers zu bemühen? Wie soll ich das verstehen?"

„Stille, mein Knabe!" begütigte der Gefragte, „es ist hier nur die Rede davon, wie wir hinter das Geheimniß des Fremden kommen."

„Giacomo hat hier nichts dareinzusprechen!" rief Signora Laura, ihren Verlobten mit einem ernsten Blicke ansehend. „An ihn wird schon die Reihe kommen, mir Bericht abzustatten. Das Verhör geht weiter. Wißt Ihr sonst nichts, Signor Padre?"

„Nichts, mein Kind! Wir wollen die fromme Mutter fragen."

Die Aebtissin hatte, wegen der Hitze des Tags, die Kapuze abgestreift, und ihr munteres, bewegliches Köpfchen sah mit den hellen Augen, die immer zu lachen schienen, ungezwungen um-

her. Sie verzehrte eben den Flügel eines Kapauns und dies war der Augenblick, wo sie einige Zeit brauchte, auf eine gestellte Frage zu antworten. „Die Sauce taugt nicht!“ murmelte sie vor sich hin, „die Kapern werden schlecht, man muß für neue Vorräthe sorgen.“ Was sagt Ihr, theurer Bruder? Ich habe es nicht gehört.“

„In Betreff des Fremden, Ehrwürdige! Was meint Ihr dazu?“

„Glaubt Ihr, daß er ein Goldmacher ist?“ fragte die Nichte.

„Ein Goldmacher? Es ist möglich. Ich will Niemand die Freude nehmen, eine Entdeckung gemacht zu haben. Was mich betrifft, ich habe eine andere Ansicht der Sache. Claudia, mein Töchterchen, komm doch hervor! lausche nicht hinter der Thüre, komm und erzähle, was du gesehen!“

Eine alte Jungfer kam herein, klein, verwachsen und mit einem langen, gelbbraunen, finstern Gesichte, das ein Drittel ihres Körpers einnahm. Claudia verneigte sich vor der Ver-

sammlung, blieb an der Thüre stehen und fing an, mit theatralischer Händebewegung, eine etwas unglaubliche Geschichte zu erzählen. Sie habe nämlich für ihre Gebieterin im entlegenen Theile des Gartens Rosen pflücken wollen, da sei ein Mann auf sie zugekommen, habe ihr die Rosen geraubt, und gerufen, die brauche er gerade; dieser Mann habe so entsetzliche Blicke auf sie geworfen, daß ihr Angst geworden, und sie mit lauter Stimme den Gärtner gerufen. Als dieser gekommen, sei der Fremde schon fort gewesen, der Gärtner habe ihn aber noch gehen sehen und ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit entdeckt, dieser Fremde sei der gefürchtete und überall gesuchte Bandit Bortholani, der sich hier im Schlosse eingeschlichen. „Ach Madonna!“ rief die Zofe händeringend, denkt Euch — ich — ich unter den Händen eines Straßenräubers! — Was hätte geschehen können, wenn nicht die Engel des Himmels über meinem Haupte gewacht! Man kann bei solchen Gelegenheiten noch mehr verlieren als das Leben!“ Mit diesen Worten wandte sie sich beschämt hinweg.

„Arme Claudia, mein Täubchen!“ rief ihre Gebieterin, „du bist indessen nur mit dem Verluste der Rosen davongekommen. Geh, mein Töchterchen, nimm diesen Becher Wein und tröste dich. Gib aber Acht, daß du nicht wieder unbesonnen in vereinsamten Gegenden Rosen pflückest, du kleine Närrin!“

Claudia eilte auf ihre Gebieterin zu, küßte ihr den Saum ihres Gewandes und entfernte sich dann, nachdem sie wol an zehn Verbeugungen gegen die Gesellschaft gemacht.

„Was sagt ihr nun?“ rief die Nonne. „Ein Räuber in unserer Mitte! Ha, da ist er selbst! Um Gotteswillen, still!“

Alle fuhren unwillkürlich auf, als jetzt durch die offen gebliebene Thüre die hohe, stattliche Gestalt des Gastes hereinschritt. Man hatte ihn so früh nicht erwartet, gewöhnlich blieb er in seinen Gemächern eingeschlossen, bis die Schatten des Abends sich über die Gegend lagerten. Heute aber kam er, während die Familie noch bei der Tafel beisammensaß. Der Procurator stand auf, ging ihm entgegen, führte

ihn an den Tisch und gab ihm den Platz neben sich und seiner Nichte.

„Ich will nicht hoffen, daß ich störe!“ hub jener an, „doch ich konnte es mir nicht versagen, Euch Herr Procurator, sowie dem geehrten und tapfern Herrn, dem Vater der Dame anzuzeigen, daß ich diesen Morgen Briefe aus Venedig erhalten, die die Ankunft Eurer Nichte Annunciata melden. Sie wird in dieser Stunde schon in Euerm Palaste wohlbehalten abgestiegen sein. Ein Handelsfreund, der von der Ankunft des Schiffes allerdings schon sehr zeitig unterrichtet worden, hat nicht verfehlt, mir ebenso rasch von dieser Nachricht, von der er wußte, daß sie mir höchst willkommen sein mußte, Kunde zu geben. Ihr werdet also, Ihr Eure Tochter und Ihr — Eure Nichte, Ihr, Signora Laura, Eure Schwester und Ihr, ehrwürdige Frau, Eure Tochter — baldigst in Eurer Mitte sehen.“

Ein allgemeiner Dank war die Antwort auf diese Mittheilung. Jedermann mühte sich die Eindrücke, die die frühern Gespräche hervor-

gerufen, zurückzudrängen. Der Gast, der solche Nachrichten brachte, konnte nicht anders, als willkommen sein. Dabei hatte der Fremde so gewandte und so höfliche Manieren: es lag in seinem Wesen eine so imposante Ruhe, sodaß man glauben konnte, er verhülle seinen Stand, weil dieser zu hoch sei, um nicht in dem Kreise, in dem er sich gegenwärtig bewegte, Störungen zu veranlassen.

Die Richtung des Blickes des Fremden bemerkend, hub der Procurator an: „Ihr betrachtet da das Gemälde, Signor? Es ist von Tizian Vercelli, einem berühmten Künstler, von dem Ihr doch wol auch gehört haben werdet.“

Der Fremde neigte bejahend das Haupt. „Von ihm selbst wol nicht“, setzte er nach einer Weile hinzu, „aber die Copie ist leidlich.“

„Nicht von ihm selbst!“ riefen der Procurator und der Almosenier. „Was sagt Ihr da! Das werdet Ihr wol nicht beweisen können.“

„Ich besitze von demselben Künstler, der dieses copirt hat, ein Bild, daher kenne ich seinen Pinsel. Seht nach, an der Ecke links,

auf dem schwarzen Grunde werdet ihr den Namen leicht mit dem Pinselstiel eingeschabt finden."

Man zündete eine Kerze an, und eifrig wurde nach dem angegebenen Zeichen gesucht. „Richtig! hier steht der Name!" rief Laura, und sich schalkhaft gegen den Fremden wendend, rief sie: Wie heißt er?"

„Paul Cagliari — oder, wie er sich auch nennt, Paul Veronese —" antwortete dieser ruhig.

„So ist's! Ihr müßt ein seltener Kenner von Gemälden sein!" rief jetzt der Procurator.

„Ein wenig Uebung!" erwiderte der Gast leichthin.

„Ihr malt vielleicht selbst?"

„Hier und da etwas", war die Antwort.

„Wenn das Bild auch nicht ein Original Tizian's ist, so ist es doch von dem großen Veronese, den ich ebenso achte und fast höher stelle, als den Tizian!" sagte der Procurator. „Dieser Paul Cagliari verbindet die Großheit der Auffassung Michael Angelo's und Raphael's

mit dem glänzenden Colorit unserer einheimischen Maler. Es thut mir leid, ihn nicht gesehen zu haben. Er ging damals mit meinem Collegen, dem Procurator Grimani, den die Republik an seine Heiligkeit als Gesandter schickte, nach Rom; ich hätte ihn dort sehen und kennen lernen können, der Zufall aber vereitelte jede meiner Bemühungen, die nach diesem Ziele hinstrebten."

„Ihr hättet dieses Ziel auf kürzerm Wege erreichen können. So viel ich weiß, lebt Paul Cagliari jetzt wieder in seiner Vaterstadt.

„Ich weiß wohl; allein hier am eigenen Herde hat man der Geschäfte zu viele, als daß einem Zeit zur Erfüllung eines Lieblingswunsches bliebe. In Rom führte ich dagegen ein müßiges Leben."

Während zwischen dem Hausherrn und dem Gaste diese Worte gewechselt wurden, trat ein langer, hagerer Mann herein, in halb geistlicher, halb weltlicher Kleidung, der in seinem Antlitz die Miene von verstelltem Ernste und einer lächerlichen Würde zeigte. Seine Reden waren mit einem falschen Pathos und in einer

großsprecherischen, aburtheilenden Manier vorgetragen. Die Familie nannte ihn den Abbate und man gab ihm einen Platz neben dem Capitano und dessen zukünftigem Schwiegersohne. Der Fremde richtete einen scharfen Blick auf den Ankömmling, es war, als wenn er sich dessen auffällige Physiognomie genau einprägte.

„Wovon war die Rede?“ fragte der Abbate.

„Von dem Maler Paul Veronese“, entgegnete der Hausherr.

„Den ich sehr gut gekannt habe“, rief lebhaft der hagere Mann. „Ich kann wohl sagen, wir waren ein Herz und eine Seele. Wo man den Einen sah, sah man auch den Andern.“

„Ei, mein Herr!“ rief der Fremde. „Wo war das?“

„Wo es war? Das gilt gleich. Kann der Ort da entscheidend sein? Genug, da ich alle berühmten Männer kenne, kenne ich auch ihn.“

„Wie sieht er denn aus, Signor?“ fragte der Fremde.

„Klein, dick, untersetzt — etwa wie unser Freund, der Intendant, der dort am Eingange

steht und meine Worte hört", antwortete der Abbate mit einer prahlerischen Handbewegung und indem er sich auf seinen Sessel zurücklehnte.

„Viel Ehre für mich!" rief der dicke Schlüsselbewahrer mit einer tiefen Verbeugung.

„Hätte ich doch nicht gedacht, daß er so aussähe!" rief der Fremde lächelnd. „Man beschrieb ihn mir anders."

„Dann hat man Euch unrecht berichtet, Signor! O wie oft sagte ich zu ihm: «Mein Paul, willst du nicht mein Bild malen?» «Recht gern», erwiderte er, «doch du siehst mir noch zu jugendlich aus; warte noch ein wenig, dann will ich dich als heiligen Stephan malen.» «Gut», entgegnete ich, «könntest du mich nicht aber schon jetzt als heiligen Sebastian darstellen? Du weißt, ich bin schön gewachsen und die Pfeile, die mich durchbohren, könnte man gerade so stellen, daß sie Merkzeichen abgäben, um gerade die hervorstechendsten Reize zu bestimmen.» «Du bist ein Schalk», antwortete er, «du weißt, daß die Frauen besonders diesen Heiligen lieben,

und du willst bei den Frauen dein Glück machen.» Ich stritt dagegen, aber nur scheinbar, denn im Herzen mußte ich ihm Recht geben. Alle Zeit habe ich gestrebt, der Knecht der Damen zu sein!“

Diese Worte waren an Signora Laura, an ihre Mutter und ihre Tante gerichtet, aber auch Claudia bezog sie auf sich, denn sie machte, von Niemand bemerkt, eine tiefe Verbeugung im Hintergrunde des Zimmers, und wandte ihr Gesicht schamhaft zur Seite.

„Welch ein bewundernswürdiges Gedächtniß Ihr habt, Signor“, sagte der Fremde. „Ich werde den Künstler, von dem man spricht, vielleicht morgen schon kennen lernen und alsdann werde ich ihm von Euch erzählen.“

„Wie, Ihr wollt schon fort?“ rief Laura. „Das darf nicht sein, Ihr müßt die Ankunft meiner Schwester erwarten. Ja, das müßt Ihr.“

„Es gibt Befehle, denen ich stets Gehorsam leiste“, entgegnete der Gast mit höflicher Verbeugung. So will ich denn morgen noch bleiben. Allein ich fürchtete, ich blieb schon zu lange.

Acht Tage bereits hat mich dieses gastliche Haus in seinen Mauern gesehen."

„Das heißt, acht Tage Genuß und Ehre in unserm Hause bezeichnen", hub der Procurator an. „Wollt Ihr uns von dieser Gabe nicht noch mehr zukommen lassen?"

„Ihr seid sehr gütig. Ich, ein unbedeutender Mann, ein Abenteurer, der durch die Irre streift."

Die Aebtissin sah ihre Dienerin mit einem bedeutsamen Blicke an.

„Ein Mann, der nicht sagen kann und will, womit er sich beschäftigt —"

Der Capitano sah bedeutsam seine Nichte und die Aebtissin an.

„Ein Mann, der sein Gewerbe nicht nennt —"

Der Schlüsselbewahrer schlich sich hinter den Stuhl des Almoseniers und stieß diesen leise an.

„Kurz, ein solcher Gast, ehrwürdiger Herr, kann Euerm gesegneten Hause weder Ehre noch Freude bringen. Ihr duldet mich, das ist Alles,

was Ihr unter diesen Umständen thun könnt und ich danke Euch bestens dafür. So laßt mich denn wieder reisen, denn ich habe auch meine Geschäfte. Ich habe es mit kleinen wundersamen Dienern zu thun, die alle Augenblicke ihre Gestalt verändern, die, obgleich sie in allen Farben glänzen, doch die größte Neigung haben, mir unter der Hand in häßliche, farblose Kittel zu schlüpfen, wenn ich nicht sehr auf sie Acht habe."

„Ha, ein Zauberer!" rief Claudia und lief mit einem lauten Schrei aus dem Saal.

Alle lachten und die Aebtissin entschuldigte mit ein paar Worten das Betragen ihrer Dienerin.

„Wenn Ihr denn durchaus uns verlassen müßt", hub der Procurator an, „so schenkt uns, wie bereits meine Nichte gebeten, den morgenden Tag. Es ist der Tag des heiligen Laurentius, des Schutzpatrons meines Hauses, und ich weiß, daß meine zweite Nichte nicht versäumen wird, diesen Tag in dem Kreise der Ihrigen zuzubringen."

Der Fremde sprach nochmals seinen Dank aus, und gab die Versicherung, daß er bleiben wolle. Man trennte sich zeitig, um Kräfte zu sammeln für den kommenden Tag.

Schon sehr früh war die große Wiese, die am Ausgange des Parks lag, zum Schauplatz ländlicher Lustbarkeiten eingerichtet. Es fehlten die Ladentische der Verkäufer nicht, auch nicht die kleinen Puppentheater, die ihre ergötzlichen Darstellungen in der Eile erstehen lassen, wie sie selbst rasch erstanden sind. In den Laubgängen des Parks lustwandelten die Bewohner des Hauses mit ihren Gästen; vor Allen strahlte die schöne Annunciata hervor, die an Würde und hoher Schönheit ebenso hervorleuchtete, wie ihre Schwester in Anmuth und Lieblichkeit. Sie erzählte von den Begebnissen ihrer Reise, und ihre Verwandten und jungen Freundinnen hörten ihr aufmerksam zu. Der Bräutigam übte mit einigen jungen vornehmen Venetianern Waffentänze ein,

die den Rest des Tages sollten verherrlichen helfen; der Abbate saß mit dem Intendanten in einem der weitläufigen Keller, und sonderte und prüfte die edlen Weinsorten, die heute die Tafel schmücken sollten. Dame Claudia war beschäftigt, für ihre Gebieterin einen Putz zurechtzulegen, der in einer reichen weltlichen Kleidung bestand; denn die ehrwürdige Frau hatte die Erlaubniß, an solchen Tagen sich ihrer Klostertracht zu entledigen.

Oben, auf der großen vorspringenden, von Säulen getragenen Plateform wurden die Tafeln gedeckt für die Gesellschaft. Die Diener liefen eilig hin und her; kostbare Gefäße wurden herzugetragen, farbenreiche Teppiche fielen in malerischen Draperien über die Marmoreinfassung, und über Alles hin funkelte der Glanz einer aus ungetrübter Himmelskuppel niederleuchtenden Sonne. Noch hatte diese Sonne nicht den Grad der Glut angenommen, der es unmöglich macht, in ihrem Lichtmeere zu weilen; noch warfen die hohen Baumgruppen ihre bläulichen Schatten auf den Marmorboden, und

demnach waren die mächtigen Zeltwände noch nicht entrollt, die über der Plateform an vergoldeten Stangen, die zugleich prächtige Candelaber hielten, angebracht waren. Auf die breite Terrasse hinaustretend, die im Halbrund die Stufen des Eingangs umgab, konnte man den edlen Stil dieses palastähnlichen Landhauses, das ein berühmter und dem Hause befreundeter Meister gebaut, in seiner ganzen Schönheit auffassen. Hier war auch nicht das kleinste Ornament ohne Bedeutung oder überflüssig; Alles stimmte in den Charakter des Ganzen ein, der Heiterkeit, Anmuth und Eleganz athmete. Der tiefblaue Himmel gab einen trefflichen Hintergrund für die gelbliche Farbe der hochemporragenden Giebelfelder, in denen schöne Gruppen in erhabener Arbeit glänzten. Teppiche und Blumengewinde hingen aus einzelnen Fenstern herab und funkelten wie Edelsteine in farbigem Schimmer. Aus dem Innern des Hauses klang Gesang und Spiel hervor; die Künstler auf den Instrumenten übten ihre Festgesänge ein, die sie bei der Tafel wollten

erschallen lassen. Ein Bild der Freude, der Erwartung, der Heiterkeit und des Genusses.

Die beiden Schwestern wandelten, von der Umgebung ein wenig abgesondert, den Säulenporticus des Eingangs entlang; da zeigte Annunciata auf zwei zur Hälfte verhangene Fenster. „Wer wohnt da?“ fragte sie.

„Das ist ja eben der räthselhafte Fremde“, entgegnete diese halb unwillig, „von dem ich dir erzählt, und der uns deine Ankunft früher als wir sie selbst wußten, gemeldet hat.“

„Und dem ich deshalb zürne“, rief die stolze Schöne, „denn er hat mir den Spaß verdorben; ich wollte euch überraschen und plötzlich unter euch stehen. Statt dessen sah ich meinen theuern Papa, wie er sein Schlachtroß bestiegen und mir eine Meile Wegs entgegengeritten war. Es fehlte wenig, daß man mir eine Ehrenpforte gebaut.“

„Die du nicht verdient hättest, Theuere, denn du bist in der Welt herumgestreift, oft selbst ohne uns Nachricht über dich zu geben. Wir mochten nun um dich uns grämen soviel wir

wollten. Mach es wie ich, heirathe und laß dich irgendwo ruhig nieder."

Die majestätische Schöne warf das Haupt stolz zurück, ohne ihrer Schwester darauf zu antworten. Endlich sagte sie: „Wenn ich mir einen Mann wählte, könnte es nur ein Künstler sein. In unserer Zeit, scheint es, hat sich alle männliche Tugend in dieser einen Richtung zusammengedrängt. Die Gemälde eines Raphael, eines Michel Angelo sind ebenso gut Heldenthaten, wie die Schlachten des Alexander, die Systeme eines Aristoteles, die Gesetze eines Solon. Jede Zeit hat ihre Größe; die der unserigen besteht darin, daß wir für alle künftige Zeiten der Welt Modelle aufstellen, wie man malen muß."

„So heirathe doch einen Künstler!"

„Ah! es findet sich auch gleich Einer, dem nach mir verlangt!"

Die Gesellschaft hatte sich wieder zusammengefunden, und in diesem Augenblicke trat auch der Fremde in den Kreis. Er hatte mit den Männern einige Worte gewechselt, und näherte

sich jetzt den Frauen, als Annunciata einen Ruf der freudigen Verwunderung ausstieß.

Der Gast fand Mittel, ihr unbemerkt einen Wink zu geben, und Annunciata sagte zu ihrer Schwester auf deren Frage: „Eine Aehnlichkeit, mein Kind, eine Aehnlichkeit mit einem meiner Bekannten aus Bologna.“

Aber diese Ausrede genügte Niemandem. Wie ein Lauffeuer ging es herum: „Annunciata kennt ihn! Es ist ein vornehmer Herr, ein Prinz, ein Herzog, der unerkannt reisen will!“

Jetzt trat auch die Aebtissin hervor, wie eine Flora geschmückt, mit Blumen gleichsam überdeckt.

„Ehrwürdige Mutter!“ riefen der Almosenier und der Hauptmann, indem sie auf die Eintretende zustürzten; „was macht Ihr da? Ist es erlaubt, so schön zu sein, wenn man hinter Klostermauern sitzt? Ihr macht uns ja alle unsere jungen Mädchen abtrünnig; denn welche wird noch in der Welt bleiben wollen, wenn sie weiß, daß das Kloster so gut die weiblichen Reize zu erhalten weiß?“

Die Geschmeichelte schlug lachend mit ihrem Fächer dem zunächst Stehenden auf die Hand. Jetzt ordnete man sich paarweise und schritt hinauf zu den Tischen; die Musik erschallte und die breiten Marmorstufen füllten sich mit dem aufwärts sich bewegenden Strom der Gäste. Federbüsche wallten, Fächer wedelten, Atlasschleppen rauschten, zierliche Degen blitzten, goldene Ketten schimmerten, Edelsteine funkelten, weite Spitzenschleier wehten im Winde und über dieses flutende Meer von Farben schwebten die Blumengerüche aller Zonen. In den hohen Kronen der Pinien rauschte und flüsterte es, als durchflöge ein ganzer Zug von Liebesgöttern die dunkeln Zweige und sähe lächelnd nieder auf den Glanz und die Pracht dort unten.

An den Tischen ließ man sich in bunter Reihe nieder. Der Platz für den Fremden war noch leer; er stand unten und betrachtete das Gewühl oben. Man sah, daß er bald dahin, bald dorthin eilte, um bald diese, bald jene Ansicht zu gewinnen; dann stieg er die

Treppe hinauf und setzte sich an die Seite Annunciata's. In den Pausen, die die Musik machte, bewegte sich das Gespräch lebhaft; gegen das Ende der Mahlzeit wurde auf das Wohl der Republik und ihrer bedeutendsten Männer getrunken. Ein Gast erhob sich, ergriff den gefüllten Becher und rief: „Laßt uns unsern großen Landsmann, den Maler Paul Cagliari nicht vergessen; er, dem die Procuratoren die goldene Ehrenkette zuerkannt haben, er, der es noch kürzlich ausgeschlagen hat, dem Rufe zu folgen, der ihn unter den vortheilhaftesten Bedingungen an den Hof Philipp's II. in Spanien einlud, lediglich um seine Vaterstadt nicht zu verlassen, die er mit den Werken seines Geistes ziert, er, der Freund und Genosse unsers großen Tizian, er erhalte unser Lebehoch! Wäre er nur in unserer Mitte, daß wir ihm persönlich huldigen könnten!" Alle erhoben sich von ihren Sitzen, und unter den rauschenden Fanfaren der Musik erscholl der Name Paul Cagliari unter frohen und begeisterten Ausrufungen. Annunciata füllte den Becher des

Fremden und gab ihm denselben lächelnd, indem sie sagte: „Ihr werdet doch nicht allein Euch von diesem Gruße ausschließen wollen?“

Der Abbate erhob sich, dankte im Namen des Gefeierten und versicherte, er wolle ihm dieses freudige Ereigniß baldigst kundthun, denn er sei sein genauer Freund. Man wünschte ihm Glück zu einer solchen Freundschaft; nur Annunciata rief halblaut: „Ihr seid ein Unverschämter, Abbate! Ihr verdientet, daß Ihr endlich einmal den Lohn für Euere Lügen und Prahlereien erhieltet!“

Erstaunt und beleidigt sah der hagere Mann sie an, indem er in seine vorquellenden, starren und nichtssagenden Augen so viel Ausdruck als möglich zu bringen suchte. Er wollte etwas erwidern, doch die Nichte des Procurators rief: „Laßt es nur gut sein! Hier, mein Nachbar legt ein gutes Wort für Euch ein, deshalb sei Euch verziehen!“

Nach aufgehobener Tafel zerstreute sich die Gesellschaft im Park und auf den Wiesenplätzen. Die junge Welt tanzte; die Aebtissin war auch

darunter. An der Hand des Bräutigams ihrer Nichte flog sie leicht dahin, und ihre Blumen und Bänder flatterten; die jüngern Mädchen folgten ihr, und bald schwang sich ein bunter Kreis um die Bildsäule des Bacchus, der, eine vollendet schöne Antike, auf dem Platze stand, dessen Boden zum Tanze geebnet war. Dame Claudia, in abergläubischer Furcht, da sie ihrer Sache nunmehr gewiß war, der Fremde sei ein mächtiger Zauberer, wagte sich nicht anders hervor, als das Antlitz mit einem dichten Schleier bedeckt, weil sie behauptete, schon einmal habe man einen Versuch gemacht, durch den «bösen Blick» sie ihrer schimmernden weißen Hautfarbe und des Glanzes ihrer Augen zu berauben. Ihre Gebieterin lobte sie wegen dieser Vorsicht, und die boshaften Männer fanden, daß die Welt nichts dadurch verlöre, wenn das Antlitz der Dame Claudia auf alle Zeiten hin verhüllt bliebe.

Als die Gesellschaft voneinander schied, trat der Fremde auf den Procurator und seinen Bruder zu. „Gott und der heilige Marcus“,

sagte er mit bewegter Stimme, „erhalte euch und euer Haus, edle Herren! Ich scheide von euch und nehme Liebe und Verehrung für euch im Herzen mit. Daß ihr keinen Unwürdigen unter euerm Dache beherbergt habt, das soll die kleine Gabe anzeigen, die ich zum Dank zurücklasse und die ihr nach meiner Abreise in den Gemächern, die ich bewohnt, finden werdet. Hebt Das, was ich euch gebe, in gutem Andenken an mich freundlich auf. Und nun, Gott befohlen."

Er reichte die Hand hin, die die drei Männer herzlich drückten. Von den Frauen wurde der Abschied ebenso aufrichtig und treuherzig genommen. Am Morgen darauf war der Fremde fort. Man suchte in seinem Zimmer und fand — das Bild, das wir auf unserer Galerie vor uns sehen.

Es stellt die Hochzeit zu Kana vor, eines der berühmtesten Bilder Paul Veronese's.

Welch ein Erstaunen! Welch ein freudiger Schreck! Welch ein vielstimmiger Ruf der Freude, als Alle riefen: „Also er war es!

Cagliari! der große, der gefeierte Künstler! Ist es denn möglich, daß auch Niemand ihn erkannt hat?"

„Hier sein Busenfreund nicht einmal!" rief Laura, auf den Abbate zeigend.

Alle lachten und riefen: „Ja, Signor Abbate! Wie geht das zu?"

„Ich gestehe", sagte der unerschrockene Mann, „um die allgemeine freudige Stimmung zu erhöhen, hab' ich mir einen kleinen Scherz erlaubt. Wer kann denn auch alle diese Helden des Pinsels heutzutage kennen, deren Zahl Legion ist?"

„Und wir Andern", hob der Almosenier an, „wenn wir ihn auch einmal flüchtig gesehen, wie mochte es uns in den Sinn kommen, daß dieser anspruchslose Mann gerade der gefeierte Künstler sei? Doch — erkannt oder unerkannt — er wird mit unserer Aufnahme zufrieden sein. Dies beweist das treffliche Bild, das er uns hinterlassen und das wir jetzt näher betrachten wollen; denn es scheint mir, daß Allerlei darin ist, was uns wol näher angehen möchte!"

„Freilich! So ist's!“ riefen einige Stimmen, und Alles drängte sich hinzu, die aufgerollte Leinwand ganz in der Nähe zu betrachten. Lachen, Ausrufe der Freude und Verwunderung tönten laut durcheinander. Fast Jeder der Gesellschaft fand sein Bild. Die schöne Laura saß mit dem Rücken dem Beschauer zugekehrt, doch das liebliche Gesicht voll Jugend und Heiterkeit im Profil vorgewendet, und schien ihrem Nachbar etwas zuzuflüstern, der Niemand Anderes als der Almosenier war, durch einen orientalischen Kopfputz bemerkbar gemacht, der daran erinnerte, daß der edle Herr einst in die Gefangenschaft nach Tunis gerathen war. Links vor der schönen Laura sieht man ihre Schwester, und zwischen beiden Schwestern blickt, halb in den Schatten gestellt, die etwas große Nase der Aebtissin hervor. Der Nächste an Annunciata ist der Verlobte Laura's, ihm zunächst der Vater, der Capitano, der gesprächig und fragend mit der Hand nach dem Vordergrunde zeigt. Die edle Gestalt, die hier die Mutter des Heilands vorstellt, ist die Procuratorin,

und in Christi frommen und edlen Zügen kann man, idealisirt, den Herrn des Hauses und das Oberhaupt der Pisani erkennen. Der Procurator wies zwar bescheiden und halb entrüstet diese Aehnlichkeit von sich, doch wurde sie allgemein gefunden. In der Mitte des Bildes, das Glas hoch emporhaltend, gleichsam der Familie Wohl ausbringend, steht in hochgelber Kleidung, in reichem venetianischem Costüm, der Maler selbst, und der Ausdruck seines schönen männlichen Kopfes ist Würde, Freude und Wohlwollen. Ihm zur Rechten sehen wir die vortrefflich gemalte Figur des dicken Intendanten, der, in ein blaues Gewand gekleidet, sich in seinem Sessel nach hinten zu überlehnt, um zu erfahren, ob für ihn nicht auch ein Becher des durch ein Wunder neu erschaffenen Weines vorhanden sei. Diese Gestalt ist so sehr nach dem Leben, daß wir noch heutzutage ihr oft zu begegnen wähnen. Im Hintergrunde sehen wir die zweite komische Figur unserer Erzählung, den magern Abbate, der hier verschönert und veredelt aufgefaßt, doch noch die

Grundzüge seines Wesens uns offen darlegt. Er schlürft gierig an dem frischen Quell eines Weins, den seine prüfende Zunge bisher noch nicht gekannt; man sieht ihm an, sowie er den Becher niedersetzt, wird er der Gesellschaft erzählen, daß er dieses Wunder auch zu bewirken verstehe, ja daß er es bereits hier und da glücklich ausgeführt. Die übrigen Gestalten, können wir annehmen, sind ebenfalls dem gastlichen Hause angehörig; selbst der Mohr ist nicht vergessen. Der Knabe, der im Vordergrunde die Katze hält, ist ein kleines Bild für sich, voll Heiterkeit und Natur. Die schöne Architektur des Landhauses ist ebenfalls ins beste Licht gesetzt. — Man kann sich darüber wundern, daß Christus hier unter lauter Venetianern sitzt; bei Dürer und Cranach sitzt er unter Nürnbergern und Augsburgern; dies schadet der Wirkung des Ganzen nicht, im Gegentheil, das Bild erhält dadurch das Bürgerrecht, es ist nicht mehr kalt, fremd, vornehm in die Ferne gerückt, es ist unter den Lebendigen zu Hause. Es ist nicht anzunehmen, daß die alten Maler

nicht gewußt, wie sich die Leute zu Christi Zeiten in Palästina gekleidet; die Venetianer namentlich in ihrem lebhaften Verkehr mit dem Morgenlande wußten recht gut hierüber Bescheid, allein man verlangte von ihnen diese und keine andere Auffassung des Gegenstandes und sie selbst fühlten sich darin von jeder zwingenden Fessel befreit; die Natur, die sie umgab, konnten sie frei in ihr Gemälde übertragen.

„Nun noch eine Ueberraschung!“ rief Annunciata, als Alle sich genugsam an dem Bilde erfreut und es erschöpfend betrachtet hatten, — „betrachtet mich als Braut des Künstlers!“

„Als Braut Cagliari's?“ rief der Procurator.

„Ja, mein theurer Oheim. Mein guter Vater hat mir vollkommene Freiheit gegeben, meine Hand zu vergeben an wen ich will, und ich habe die Bewerbung dieses trefflichen und großen Mannes mit Freuden angenommen. Schon seit einem Jahre haben wir gegenseitig unser Gelübde ausgetauscht. Er wußte, daß er mich hier finden würde; zugleich wollte er auf

eine ungezwungene Weise euer Aller Bekanntschaft machen und um euere Liebe und Achtung werben. Jetzt ist er nach Venedig geeilt, um eine nothwendige Arbeit zu vollenden; dann kehrt er hierher zurück, um bei meinen theuern Aeltern und Verwandten um mich zu werben. Wir wollen dann der Hochzeit zu Kana eine Hochzeit zu Venedig entgegenstellen!"

„Nicht zu Venedig", rief der Procurator, „hier auf dem Landhause der Pisani soll deine Vermählung sein, ungehorsame Nichte, die du hinter dem Rücken deiner Beschützer Liebeshändel anknüpfest. Doch es sei dir vergeben, weil deine Wahl auf diesen Mann gefallen."

Laura schloß die Schwester in die Arme und flüsterte ihr ins Ohr: „Mich betrügt man nicht so leicht; ich habe Derartiges schon geahnt, gleich bei euerer ersten Begrüßung unten im Garten."

Die glückliche Braut empfing die Glückwünsche Aller.

Paul Veronese wurde nicht alt. Er starb an einer Erkältung, die er sich zuzog, als er einer Procession folgte, im 56. Jahre, 1588. Die Mönche von St.-Sebastian ließen sich die Ehre nicht nehmen, den Körper des Dahingeschiedenen, der soviel zu dem Ruhme ihres Klosters beigetragen, innerhalb der Mauern desselben zu bestatten. Seine beiden Söhne, Gabriel und Carletto, waren zugleich seine Schüler. Der Letztere hatte die großen Gaben seines Vaters geerbt und wäre bedeutend in der Kunst geworden, wenn ihn nicht ein früher Tod dahingerafft; Gabriel gab die Malerkunst bald auf, wurde Kaufmann und starb an der Pest, 1631.

Zu den größten Werken des Paul Veronese gehören seine Schöpfungen im Palaste von St.-Marcus, wo er im Saale der Nobili jenes berühmte Bild aufgestellt hat, das die Stadt Venedig vorstellt, wie sie von dem Ruhm gekrönt wird. Eine reiche Zusammensetzung voll bedeutsamer Embleme und Allegorien. In demselben Saale befinden sich die berühmten

Darstellungen von den Schlachten der beiden Feldherren der Republik, Moncenigo und Loredano. Kaiser Friedrich I. zu den Füßen Papst Alexander's III. ist wegen der vielen darin angebrachten Bildnisse berühmter Zeitgenossen eine bemerkenswerthe Schöpfung. Die vier großen Bilder, die unter dem Namen der vier Gastmahle des Paul Veronese bekannt sind, stellen die Hochzeit zu Kana vor (jenen Gegenstand, den wir eben geschildert, im Großen ausgeführt, 30 Fuß lang und bestehend aus 120 Figuren), die Mahlzeit bei Simon dem Aussätzigen, für die Kirche zu St.-Sebastian bestimmt, nochmals die Mahlzeit bei Simon auf eine andere Art ausgeführt, und die Mahlzeit bei Levi, dem Zöllner. Die Kirche von St.-Sebastian zu Venedig ist ganz von seiner Hand ausgeschmückt; dort befinden sich auch die drei bekannten Darstellungen aus der Geschichte der Esther. Unsere berühmte Galerie besitzt, außer dem oben beschriebenen, noch vierzehn Bilder von diesem Meister.

Der Künstler-Vagabund.

Brouwer.

Nicht wegen seiner Bilder, deren die Galerie sechs an der Zahl besitzt, und die alle, mit wenig Unterschied, dieselben niedrigen Gegenstände, niedrig aufgefaßt dem Beschauer geben, sondern wegen seines Lebens, das der wahre Typus eines Vagabonden-Künstlerlebens ist, nehmen wir Adrian Brouwer in den Kreis unserer Darstellungen auf.

Adrian war der Sohn eines armen Tagelöhners in dem Dorfe Oudenaarde in Flandern. Der Vater starb früh und die Mutter ernährte sich durch die Geschicklichkeit ihres Sohnes, der Muster zeichnete zu den Hauben und Mützen, die das Landvolk damals trug. Diese Muster bestanden in allerlei bunten Vögeln und Blumen, die die äußere Umhüllung einer solchen männ-

lichen und weiblichen Kopfbekleidung ausmachte. Die Mutter besuchte mit diesen Zeichnungen ihres Sohnes die Märkte und Kirchweihen. Der Erwerb war nicht groß, aber er war sicher. Der Knabe erhielt von dem Erlös des kleinen Handels einen Sonntagsrock, ein Paar Schuhe und ein geistliches Liederbuch. Adrian war damals noch ein geordnetes und gesittetes Menschenkind; später wurde es anders.

Eines Morgens saß er vor der Thür der Hütte und zeichnete einen Vogel ab, den er auf einem Baumaste vor sich sitzen sah. Der Maler Franz Hals ging vorüber. Er wurde auf den Knaben aufmerksam, trat heran, und betrachtete dessen Zeichnung. Sie gefiel ihm. Er knüpfte mit dem Knaben ein Gespräch an, und erkannte dessen muntern Geist und fröhliche Gemüthsart. „Willst du bei mir das Malen lernen, Bursche?“ fragte der Maler. Der Knabe nickte bejahend. „So sollst du bei mir in die Lehre kommen.“ Die Mutter, als sie von diesem Anerbieten des fremden Herrn hörte, war höchlich erfreut. Sie brachte jetzt alle vorräthige Mützen und Hauben

hervor, und zeigte sie dem neuen Beschützer, der einen gleichgültigen Blick auf diesen Putz warf, und nur die Zeichnungen betrachtete. Die Sache wurde in Richtigkeit gebracht, und der junge Adrian verließ das Dorf und folgte dem Meister nach Harlem.

Franz Hals war ein Mann, der aus seiner Kunst Geld zu schlagen wußte. Er benutzte seine Schüler, daß sie für ihn arbeiteten, während er in den Schenken umherlag und mit den Bauern trank und spielte. Was die Schüler gearbeitet, gab er für sein Werk aus und verkaufte es gut. Der berühmte Adrian von Ostade wurde zugleich mit unserm Brouwer Schüler bei Hals. Beide Eleven schlossen einen Freundschaftsbund miteinander. Hals bemerkte dies, und da er aus dem innigen Zusammenhalten dieser jungen Leute nichts Ersprießliches für sich und seine Interessen erwachsen sah, so ging er darauf aus, sie zu trennen. Adrian Brouwer erhielt einen erbärmlichen Verschlag auf dem Boden des Hauses, wo er abgesondert von allen Hausgenossen acht Stunden des Tages

anhaltend malen mußte, ohne daß irgend Jemand erfuhr was er malte, und was aus den Bildern wurde, die aus dieser ärmlichen und gezwungenen Werkstätte hervorgingen. Der arme Junge arbeitete sich fast zu Tode. Er erhielt Farben aber kein Essen; wenigstens nicht genug um daß er satt wurde. Hals kam alle Tage drei mal hinauf, um zu sehen, ob er arbeitete und wie viel er geschaffen. Das Fertige nahm er fort und gab Neues an, das fertig sein mußte zur bestimmten Zeit. War dies nicht der Fall, so hungerte Brouwer, und er hungerte manchmal zwei Tage, so daß er matt wurde, daß er nicht den Pinsel halten konnte. Hals fand dies Alles in der Ordnung, und versicherte als das arme Jammerbild ihm seine Klagen vorbrachte, das sei nun einmal das Loos jedes armen Künstlers; er habe es in seiner Jugend auch nicht besser gehabt.

Aber diese Lüge hielt nicht lange Stand. Ostade fand Mittel, seinen frühern Kameraden in seinem Versteck aufzusuchen und mit ihm eine geheimnißvolle Zusammenkunft zu halten. „Brouwer!“

sagte er zu ihm, „weißt du auch, daß deine Bilder in Amsterdam Beifall finden und gekauft werden! Daß aber der Meister hier das Geld in die Tasche steckt! Weißt du das?“

Ach der arme Brouwer wußte es nicht; wo sollte er es her wissen? Lebte er doch wie im Gefängniß, und sah und sprach Niemand. Aber welch ein Lichtstrahl fiel jetzt in seine Finsterniß! Er schloß den Freund in die Arme, und rief: „Adrian, hilf mir hier aus meinen Nöthen! Hilf mir, und so wahr Gott lebt, er wird's dir vergelten!“

„Ich —, Brouwer, wo denkst du hin? Welch eine Feindschaft würde der Meister auf mich werfen! Und nun gar des Meisters Frau, die weit schlimmer ist als er! Nein, fodere das nicht von mir.“

Der arme Brouwer! Da war er nun wieder allein, aber ein Gedanke verließ ihn Tag und Nacht nicht: seine Bilder wurden gesucht und gekauft! Freilich er hatte ja so viel gemalt; irgend etwas davon mußte doch in die Welt gekommen sein. Die fünf Sinne, die vier Jahreszeiten,

das hatte er gemalt, und Franz Hals konnte diese Stücke nicht für sein Machwerk ausgeben, denn Franz Hals war nur als Bildnißmaler bekannt. Vielleicht war also auch sein Name genannt! Wenn nur Ostade ein Bischen mehr Muth hätte! Die Flucht müßte gelingen; aber sie wird auch vielleicht gelingen ohne Ostade.

Und Adrian entfloh. Er kam nicht weit. In den zerlumpten, zerrissenen Kleidern, frierend, bettelnd wurde er aufgegriffen hinter dem Chor einer Kirche, wohin er sich versteckt, und zu Hals gebracht, der ihn schon eifrig gesucht. Der eigennützige Mann stimmte jetzt sein Betragen anders; er sah wohl ein, daß sein Zögling durch Härte nicht zu gewinnen sei, er gab deshalb scheinbar nach und machte die für seinen Geiz auffällige Concession, dem Flüchtling nicht allein zu verzeihen, sondern ihn auch mit einem neuen Kleide und einer neuen Mütze zu beschenken. Dazu wurde ihm in seiner Bodenkammer, denn dort verschloß man ihn wieder, einige Zeit hintereinander ein reichlicheres Mittagsbrod gegeben. Adrian malte jetzt wieder in Frohnarbeit, aber

er malte wie der Galeerensträfling, der bereits weiß, daß es Mittel gibt zu entkommen. Er war klüger geworden, und er gab sich das Wort, eine zweite Flucht sollte besser ausfallen. Diese zweite Flucht führte ihn nach Amsterdam, und hier beginnt nun sein eigentliches Leben, das er für sich und nicht mehr für Andere lebte.

In Amsterdam wohnte er bei einem Gemäldehändler, der ein redlicher Mann gewesen zu sein scheint, wenigstens drückte er unsern jungen Künstler nicht und zog aus dessen Unerfahrenheit nicht den Vortheil, den er hätte ziehen können. Adrian machte jetzt die Bekanntschaft einiger Gemäldeliebhaber, von denen Einer ihm ein Bild abkaufte, das Spieler in einer Schenke darstellte. Der Käufer verlangte den Preis zu erfahren und der Händler hatte seinem Hausgenossen die Summe vorgeschrieben, die er fodern sollte. Diese Summe war nach Adrian's Begriffen so übermäßig hoch, daß er daran verzweifelte, auch nur die Hälfte zu erhalten. Schüchtern nannte er also, da man in ihn

drang, den Kaufpreis, und welch ein freudiges Erstaunen bemächtigte sich seiner, als ihm die hundert Dukaten sofort ausgezahlt wurden. So viel Geld hatte er noch nie beisammen gesehen: seine kindische Freude darüber ging so weit, daß er die Goldstücke auf seinem Lager ausschüttete und sich auf ihnen herumwälzte, indem er zugleich ein so lautes Freudengeschrei ausstieß, daß das ganze Haus zusammenlief. Am besten wäre es gewesen, der Händler hätte das Geld an sich genommen und dem jungen Schwärmer nur gerade soviel übergeben, als für erlaubte und mäßige Genüsse erfoderlich war; statt dessen floh Brouwer mit seinem Gelde in die weite Welt hinaus, lief durch alle Schenken Amsterdams, trank und spielte, tanzte und tändelte und — in zehn Tagen war das letzte Goldstück verschwunden. Nun kehrte er zum Gemäldehändler zurück, zeigte diesem seine leeren Taschen und sagte mit großer Zufriedenheit: „Erst jetzt befinde ich mich wieder wohl, da ich von dem verdammten Zeuge nichts mehr an mir habe. Jetzt will ich wieder arbeiten!“

Und er setzte sich an die Staffelei und arbeitete.

Das Spiel wiederholte sich. Gewinn — Verschwendung! Prahlender Reichthum auf ein paar Tage und — hungernde Dürftigkeit. Die Flasche, oder vielmehr der flandrische Bierkrug erhielt immer mehr Anziehungskraft für unsern Helden. Er konnte Tage lang in einer erbärmlichen Taverne sitzen, dem Spiel, den Zänkereien, den plumpen Liebeshändeln der Bauern zusehen und daran seine größte Freude haben. Seine Freunde suchten ihn auf und brachten ihn trunken nach Hause. Der Hut, der Rock, den er in solchem Zustande an sich hatte, waren nie seine eigenen: im Tumult hatte man ihm seine Kleidung genommen und eine alte zerrissene dagelassen, die er dann gelassen und vergnügt zu seinem Eigenthum annahm. Ueberhaupt, die äußern Dinge, die Mode und Wohlanständigkeit geboten, waren ihm herzlich gleichgültig. Seine ganze Kleidung hielt oft nur ein Knopf zusammen: wußte man diese Achillesferse zu durchschneiden, so sank die ganze Umhüllung ab.

Seine Freunde machten sich öfters diesen Spaß. Daß man das Haar und den Bart reinlich halten müsse war ihm unbekannt, er war von den Bauern, mit denen er verkehrte, auch in dieser Beziehung nicht zu unterscheiden, ja er übertraf sogar die stärksten Virtuosen in diesem Fache. Man konnte ihn nicht anders dazu bringen, daß er ein Bad nahm, als wenn man ihn trunken unter den Strahl einer Pumpe brachte, und diesen ein paar Minuten lang über ihn hinströmen ließ. Bei allem dem schätzte, ja liebte sogar der große Rubens diesen Mann. Er mußte also doch Eigenschaften haben, die für ihn sprachen.

Diese Eigenschaften bestanden einestheils in der Gutmüthigkeit seines Charakters, die durch alle Leichtfertigkeit hindurchschimmerte, anderntheils in der Trefflichkeit seiner Bilder; Beides Dinge, die ein Menschen- und Bilderkenner wie Meister Rubens zu schätzen und zu beurtheilen wußte. Er verließ daher den Brouwer nicht in allen Fährlichkeiten, die diesen betrafen. Nur auf dessen ganz dunkele und schmutzige

Wege konnte er ihm nicht folgen, dazu war dieser Grand seigneur unter den Künstlern zu hoch gestellt und zu aristokratisch erzogen.

Zugegeben, daß es ein Genre in der Malerei gibt, das uns mit Ekel erfüllt, das aber doch als eigenthümliche Richtung und Gattung seinen festgesetzten Stand hat, so ist unser Brouwer ein ebenso großer Künstler in seinem Fache, als es Raphael in dem seinigen war. Niemand, selbst Teniers, Mieris, Metzu, die beiden Breughel und wer alles in diesem schmutzigen Tavernengenre malte, hat die Keckheit, die Frische und die Ursprünglichkeit Brouwer's erreicht. Seine „Läuse" leben, sagt ein französischer Kritiker von ihm. Es ist ein trostloser Beruf, ewig Fratzen zu malen, aber wenn man sie malt, müssen sie unnachahmlich wahr sein. Und unsers Brouwer's Zerrbilder leben. Kein breitmäuliger Biertrinker, keine zerlumpte halbtrunkene Höferin, die nicht gerade so kann ausgesehen haben, als sie noch unter den Lebendigen wandelten. Man sehe nur auf unserer Galerie den Bauer an, der das Kind reinigt; welch eine

Wahrheit, welch ein uns fast „anschreiendes" Leben! Der Gegenstand ist in allen seinen Eigenthümlichkeiten, nach allen Richtungen hin erschöpft. Dieses Kind ist wirklich schmutzig, dieser Bauer ist wirklich bemüht, es zu reinigen; da ist kein Zweifel, diese Handlung geht vor sich und verläuft so, wie solche Thatsachen und Vorfälle zu verlaufen pflegen, das heißt, das abscheulich häßliche kleine Geschöpf wird gereinigt, wieder auf den Boden gestellt, und der Mann geht seine Wege. Damit ist Alles abgethan. Der Maler hat gegeben was er versprochen. Etwas Anderes ist es, daß er dies nicht hätte versprechen, dies nicht hätte geben sollen. Darüber haben wir nicht mit ihm, sondern mit der Kunst zu rechten, die in ihrem Gebiete so unzählige Felder und Abtheilungen hat, wie das Leben selbst, dessen Verkündigerin sie ist.

Zurück zu unserm Brouwer. Einst wurde er, da er an den unwirthbaren Küsten herumstreifte, von jenen Horden, die damals der Krieg ausbildete und begünstigte, überfallen und bis aufs Hemde geplündert. Was thut der Arme?

Es ist im nächsten Dorfe Kirchweih, wo er nicht fehlen darf, aber er will nicht in das Dorf einziehen als ein halbnackter Bettler; für die letzten paar Groschen, die ihm übrig geblieben, kauft er sich Farben und ein Stück grobe Leinwand, schneidet sie zurecht, näht die Stücke zusammen, und bemalt sie nach Art jener kostbaren Stoffe, die damals in Mode waren, mit den schönsten Blumen. So angethan stolziert er mit gravitätischen Schritten in das erstaunte Dorf hinein. Die Einwohnerschaft läuft zusammen um diesen prächtigen Fremden anzustaunen. Der Fremde hält sich klüglich etwas in der Entfernung, denn er hatte seine guten Gründe zu wünschen, daß man sein Kleid nicht anfasse, daß man die goldenen Ketten und Schaumünzen, die ihm um den Hals hingen, nicht betaste. Endlich wächst das Aufsehen, das er macht, zu einem Sturm an, die Weiber vor Allen wollen zu ihren Röcken ähnliche Stoffe haben, und unser Spaßvogel, von allen Seiten bedrängt, ist endlich genöthigt dem Spiel ein Ende zu machen. Er springt auf eine Tonne, und wischt vor Aller Augen

mit einem Schwamm alle die schönen Blumen und goldenen Ketten herunter. Welch ein Erstaunen und darauf — welch ein Gelächter! Noch Kinder und Kindeskinder werden von diesem Stückchen zu erzählen wissen.

Bald darauf hatte er sich ein wirkliches, nicht ein gemaltes Sammetkleid angeschafft. Einige hochmüthige Leute, die ihn sonst, wenn er als Bauer umherging, verachteten, luden ihn jetzt ein, da er ein Sammetkleid hatte. Aus Aerger hierüber tunkte er den ersten Bissen, den er bei dem Festmahle nahm, in eine fette Brühe und besudelte damit von oben bis unten das Sammetkleid. Als man ihm heftige Vorwürfe machte, sagte er ruhig: Da ich lediglich meines Rockes wegen gebeten bin, so ziemt sich, daß auch dieser, mein Rock, das Erste und Beste vom Schmause erhalte.

Als er Amsterdam auf einige Zeit verließ, um nach Antwerpen zu gehen, setzte man ihn in letzterer Stadt gefangen, weil man ihn für einen Spion hielt. Die unruhigen Zeiten erklärten vollständig diesen Unglücksfall. Jetzt

saß unser Künstler in der Citadelle von Antwerpen. Eine neue Situation. Unter den Gefangenen befanden sich hohe und erlauchte Personen, so auch der Herzog von Ahrenberg, und diesem entdeckte sich Brouwer, um seinen Schutz bittend. Der Herzog war ein Kenner und Liebhaber der Kunst, Brouwer's Name war ihm nicht unbekannt, und in der Langeweile des Kerkerlebens kam es ihm ganz gelegen, einen so wunderlichen Kauz in seiner Nähe zu haben. Brouwer hatte schon geschwind eine kleine Skizze gemacht, eine Gruppe spielender und trinkender Soldaten, wie er sie durch die Gitterstäbe seiner Zelle beobachtet hatte. Diese Skizze gefiel dem Herzog ungemein, und als er den Tag darauf einen Besuch von Rubens erhielt, zeigte er diesem das Blatt. Rubens erkannte sogleich den Brouwer. Der Herzog theilte ihm mit, daß der Maler sich unter den Gefangenen befinde, und der große und mächtige Rubens versprach dem Fürsten, für die Befreiung des Malers Sorge zu tragen.

Was ein Rubens versprach, hielt er. Brou-

wer wurde frei, und in dem Hause seines Befreiers wurde ihm freie Wohnung und jegliche Unterstützung gegeben. Aber das war nicht, was dem Brouwer gefiel. Er sollte ein geordnetes Leben führen, er sollte mit ehrbaren Leuten umgehen, er sollte lauter Gesichter um sich sehen in Faltenkragen und in Sammetmänteln — das ging über sein Vermögen. Er entlief, und zwar undankbarerweise, ohne auch nur ein Wort hierüber, geschweige denn einen Dank an Rubens zu hinterlassen. Das Entlaufen war recht eigentlich seine Sache; er hatte sich darin gleichsam während seines ganzen Lebens eingeübt. Rubens ließ ihn gehen, zürnte ihm nicht, ließ ihn aber auch nicht aufsuchen.

Brouwer war damals zwanzig Jahre. Die Natur hatte ihn nicht übel gebildet, allein die frühen Ausschweifungen hatten an dem Ruin seines Körpers gearbeitet; ein wenig Ruhe, ein wenig Mäßigung und er hätte sein Leben noch um Jahrzehnde verlängern können. Aber hatte er früher unordentlich gelebt, so verdoppelte er jetzt jede Art von Debauche. Er reiste herum

und gab ordentlich „Gastrollen“ im Trinken, indem er sich anheischig machte, bald diesen, bald jenen berüchtigten Trinker zu Boden zu trinken. Dabei gerieth das Malen ins Stocken. Was er jedoch malte war so gut wie in seinen besten Tagen. In seinen ausgeführtesten Sachen übertraf er den Teniers, den er sich zum Muster gewählt.

In diese Zeit fällt seine Freundschaft mit Joseph Graesbecke, einem Bäcker, der sich aber auf das Malen gelegt hatte, und noch fratzenhafter und noch burlesker malte als sein Freund Brouwer. Beide wurden ein Herz und eine Seele. Man sah sie Arm in Arm alle Schenken durchziehen. Dabei hatte Graesbecke eine hübsche Frau, der Brouwer den Hof machte. Die Frau war dem Manne treu und Brouwer erreichte nichts. Dennoch prahlte er gegen seinen Freund mit Gunstbezeigungen der Madame Graesbecke. Der Mann, eifersüchtig gemacht, griff zu einem sehr originellen Mittel, um sich Gewißheit zu verschaffen, ob seine Frau ihn liebe oder nicht. Er malte sich eine ungeheuere

Wunde auf die Brust, warf sich auf sein Lager hin, stöhnte und röchelte und geberdete sich wie ein Sterbender. Das blutige Hemde und das neben dem Bette liegende Messer sollten glauben machen, Räuber hätten ihn überfallen und zu tödten gesucht. So liegend, lauerte er, ob seine Frau kommen und, wenn sie käme, welche Miene sie machen werde. Welch ein Triumph für ihn, als er die Frau herbeieilen und weinend zu seinen Füßen niedersinken sieht! Dies konnte keine Verstellung sein, und war es auch nicht.

Brouwer glaubte seine Umstände zu verbessern, wenn er auswanderte, aber er verschlimmerte sie. In Paris, wohin er sich begab, liebte man seine Manier nicht, und es wurde ihm nichts abgekauft. Er kam arm und elend nach Antwerpen zurück. Hier hatte man unterdessen seinen Freund Graesbecke festgesetzt, weil er es der Sicherheitsbehörde zu arg gemacht hatte, und man drohte Brouwer mit einem ähnlichen Geschicke, wenn er sich nicht rasch aus dem Staube machte. Er entfloh, kehrte aber nach

einer Weile, weil er sich auf die Hülfe von Rubens verließ, doch wieder nach Antwerpen zurück, erkrankte, und wurde in ein Hospital gebracht, wo er **1640** im zweiunddreißigsten Jahre seinen Geist aufgab, buchstäblich auf der Strohmatte des Hospitals liegend. Rubens erfuhr zu spät diese kläglichen Umstände; er ließ dem Todten in der Karmeliterkirche ein anständiges Leichenbegängniß besorgen.

Dies ist das Leben Adrian Brouwer's, des Maler-Vagabunden, des Genies der Landstraße, des Raphael's der Tavernen.

Er hinterließ keine andern Schüler als den Gonzales Coques und den bereits erwähnten Bäcker Joseph Graesbecke. In alle Gemäldegalerien Europas verstreut sind die kleinen „häßlich-schönen" Bildchen dieses Malers, der den Typus der Bauern- und Schenkenbilder am schärfsten in sich ausgebildet hat.

Der Liebesgarten.

Rubens.

Es ist bekannt, daß Rubens, neben den großen Meisterwerken des Pinsels, die er der Welt gegeben, auch diplomatische Aufträge übernahm und zu Stande brachte. So befand er sich 1630 am Hofe Karl's I., um einen Frieden zwischen England und Spanien zu vermitteln. Der König zeichnete ihn auf alle Weise aus; er schlug ihn zum Ritter, gab ihm in der vollen Versammlung des Parlaments Degen und Ring. Ebenso der König von Spanien Philipp IV., der ihn zum Secretär des Staatsraths der Niederlande ernannte und ihn mit einem goldenen Schlüssel decorirte. Bei allen diesen Würden und Auszeichnungen malte Rubens unausgesetzt fort und schuf seine herrlichen Werke. Folgende Erzählung wird zeigen, auf welchem Wege er zur

Composition eines seiner zierlichsten und poetisch-sten kleinen Bilder gelangte. Es ist dies das Bild, das unter dem Titel «Der Liebesgarten» bekannt ist und eine der Hauptzierden der Galerie ausmacht.

Der Herzog von Buckingham, der Gönner und, was mehr sagen will, der persönliche Freund Rubens', gab auf seinem mit fürstlichem Prunk eingerichteten Landsitze Feste während der Anwesenheit des Künstlers. Alle Schönheiten des Hofs und der Stadt waren bei diesen Lustbarkeiten gegenwärtig, und der Herzog, selbst ein großer Kenner in diesem Felde, erfreute sich an den Beobachtungen und Bemerkungen des Malers; er fügte die seinigen hinzu, und Künstler und Hofmann ergänzten einer den andern auf eine bewundernswürdige Weise.

Eines Tages war von den Liebeshändeln die Rede, sowol von denen, die bei Hofe, als denen, die in der Stadt zur Kenntniß der galanten Forscher gekommen waren. Ein reichhaltiges Thema. Der Herzog und der Künstler hatten sich auf einer Gartenbank niedergelassen

und plauderten, während um sie her das Fest seinen Fortgang hatte und die bunten Gruppen sich über den ganzen Umkreis der festlich geschmückten Terrasse verbreiteten. Der Hof hatte sich soeben entfernt, die Unterhaltung wurde ungezwungener; es fanden sich Die, die sich finden wollten. Der Künstler beobachtete, der Herzog erzählte.

Nachdem die Verhältnisse einiger Personen von Ansehen leichthin berührt worden waren, verfiel der Herzog in Nachdenken und sein Blick weilte sinnend auf einer Gruppe junger Frauen und Männer, die sich an dem Marmorbecken eines Springbrunnens versammelt hatten. Der Künstler richtete ebenfalls sein Auge dorthin und that dann die Frage: Welcher Gegenstand die Aufmerksamkeit des geistvollen Mannes fessele?

„Ich muß unwillkürlich“, sagte der Herzog, „an das Eigenthümliche, das menschlichen Geschicken in der Liebe anhaftet, denken, wenn ich jene Frauen betrachte, von denen jede Einzelne Ursache hat, mit ihrem Loose zufrieden zu sein,

und dennoch eine Jede in die Neigungen ihres Herzens ein gewisses Etwas sich mischen sieht, das den vollkommenen Frieden stört, ja dem Glücke überhaupt Gefahr droht. Ich möchte es „die hindernden Umstände“ nennen, die einer Liebe sich in den Weg stellen.

„Deren gibt es viele“, entgegnete Rubens, „Zwang der Verhältnisse; herrischer Wille der Aeltern, Entfernung —“

„Alles das nicht! Die Hindernisse und Störungen kommen hier nicht von außen, alsdann wäre an ihnen nichts Auffallendes; sie entstehen und wachsen vielmehr aus der Liebe selbst empor, und man sollte denken, dies wäre ein Widerspruch. Denn kann man annehmen, daß Einer, der da will, auch zugleich nicht will? Und doch im Geschicke dieser Liebespaare, die ich dort vor mir sehe, ist recht eigentlich jener dämonische Geist entfesselt, der mit uns Sterblichen sein Spiel treibt, indem er uns selbst zu Werkzeugen braucht, um uns selbst zu vernichten, oder vielmehr, indem er unsere brennendsten Wünsche so zu lenken sucht, daß sie

selbst es sind, die die Flammen in unserer Seele auslöschen und ersticken."

Rubens hörte diese Worte mit gespannter Aufmerksamkeit; nach einer Pause bat er den Herzog, sich näher zu erklären.

„Fassen wir erst die Personen ins Auge, um die es sich hier handelt", sagte dieser. „Dort die drei schönen Frauen, von denen die Eine blond ist und einen etwas strengen Ausdruck in ihren regelmäßig geformten Zügen hat, sollen zuerst mir zu Erklärerinnen dienen; es sind drei Schwestern, Miß Jeane, Miß Leonore Astone und Lady Pembroke."

„Die Letztere habe ich bereits gesehen", rief der Künstler, „und wenn ich nicht irre, so war dies am Hofe der Königin Maria von Medicis."

„Sie hielt sich einige Zeit dort auf, kurz nach der Trennung von ihrem Manne. Diese drei Frauen werden von einem Cavalier begleitet, der für den Erwählten der mittlern Schwester gilt, während er die jüngste liebt. Es ist der Marquis von Selborn, einer unserer elegantesten Hofleute und unserer tapfersten Krieger."

„So wünsche ich ihm auch in diesem Kriege den Sieg!“ rief Rubens.

„Er hat es mit einem hartnäckigen Feinde zu thun, denn Herzenskälte, Gefallsucht und Eitelkeit sind die Feinde, die in dem Busen der drei jungen Schönen Platz genommen haben. Sie lieben, aber sie lieben auf ihre Weise.“

„Erzählt, gnädiger Herr, erzählt!“

„Man wirft meinen Landsmänninnen“, hub der Herzog an, „öfters im Gegensatze zu den Französinnen und Italienerinnen, eine gewisse Starrheit, Prüderie, Kälte vor, und wenn dieser Vorwurf gegründet ist, so ist er allerdings ein dunkler Schatten, der auf den Glanz der weiblichen Liebenswürdigkeit fällt; denn wodurch können wir Männer mehr beleidigt werden, als durch ein Mistrauen, das man uns zeigt, indem man unsere Bewerbungen frostig aufnimmt und hochmüthig duldet. Allein ich glaube nicht, daß dieser Makel in Wahrheit den Töchtern dieser Insel anhaftet, vielmehr wenn sie nicht die Lebendigkeit und das Entgegenkommen der Frauen des Continents zeigen, so ist dies nicht als Eigen-

schaft ihres Herzens oder Charakters auszulegen, sondern als eine Frucht ihrer Erziehung, die von frühester Jugend an mit großer Strenge geleitet wird. Man erzieht ihnen die Unliebenswürdigkeit an. Der Schutz, den die Tugend gewährt, besteht aber nicht darin, durch künstliche Mittel zu schrecken, sondern vielmehr in der Ausbildung der sanften Gewalt, die ein allmächtiges Gefühl, das vom Himmel stammt, und uns zum Himmel führt, ganz besonders in den Busen eines edeln Weibes niedergelegt hat. Einer solchen Herrschaft wird kein edler Mann sich entziehen, und der unedle hat die mindeste Aussicht, mit den schwachen Waffen, die er führt, in eine solche Festung zu dringen. Aber wir kommen von unsern drei Schwestern ab. Lady Constanze ist im Verdacht, etwas von jener Herzenskälte an sich zu haben, wenigstens beschwerte sich ihr Mann hierüber, der sich herzlich unglücklich an ihrer Seite fühlte, und endlich mit einer Schauspielerin entfloh, nachdem er sein ganzes Vermögen seiner ihn nicht liebenden Frau großmüthig zurückgelassen hatte.

Die junge Dame war frei, in Besitz großer Schätze, und sie schenkte ihr Herz dem Marquis von Selborn. Aber dieselbe Kälte, die jenen ersten Bund getrennt, kam auch hier zum Vorschein; wenigstens beklagte sich der Marquis, nicht so geliebt zu werden, wie er liebte. Ohne das Verhältniß zu Constanze zu lösen, ging er allmälig auf ihre zweite Schwester über und — jetzt hat er sich bis zur dritten „hindurchgeliebt.“ Miß Jeane legt den entgegengesetzten Charakter ihrer Liebe bei, sie wechselt launenhaft: ist heute glühend zärtlich, morgen zerstreut, übermorgen starr wie Eis, um dann wieder in Flammen der Neigung zu glühn. Das ist nicht ganz nach dem Geschmack unsers Ritters, doch fühlt er sich bis zu einem gewissen Grade hin gefesselt, und will auch hier nicht der Erste sein, der die Fessel bricht. Die dritte Schwester ist es, die ihn gegenwärtig in Besitz genommen, doch sie ist sehr jung, eigentlich noch ein Kind, und es ist Eitelkeit, den schönen und berühmten Mann ihren Schwestern entziehen zu können, was sie antreibt, ihrer

Liebe die Krone Hymens so bald als möglich aufzusetzen. Wenn mein armer Marquis dies merkt, wird er auch hier nicht die Stätte entdecken, auf der er den Tempel seines Glücks wird errichten wollen."

„Sie ist jedoch reizend!" rief Rubens; „ein Zug von Schalkhaftigkeit, von kindlicher Frische, der um ihre schönen Wangen spielt und ihren Mund zu röthen scheint, wirkt verführerisch. Ist Lady Constance eine Juno, Jeane eine Minerva, so ist diese kleine Eleonor die Göttin von Paphos selbst."

„Wir wollen weiter gehen. Dort, aus jenem Baumgange hervor, treten drei junge Damen, gefolgt von einem Manne, den seine Haltung und seine Manieren uns als einen Zögling der großen Welt bezeichnen. Es ist Sir Horace Welstone, der Enkel jener berühmten Herzogin von Welstone, der drei unserer Könige den Hof machten und die eben im Begriff war auch den vierten zum Verehrer zu erhalten, als die Pest, die damals London verheerte, ebenso unerbittlich wie sie selbst, sie dahinraffte. Auch

hier ist die Liebe auf Hindernisse gerathen. Miß Lydia Halkins, die älteste dieser Schönen, ist dem Horace bestimmt; allein seine Wahl ist noch nicht entschieden; beide Cousinen Lydia's, Clémence und Polixène Gräfinnen von Delchyne, haben sich Rechte auf das Herz des jungen Ritters erworben; aber werden sie diese Rechte behaupten können? Lydia ist kalt, ruhig, verständig; sie wartet ab, welch ein Geschick ihr vom Himmel zugeschickt wird; selbst sich eins zu wählen, dazu ist sie zu indifferent. Um Alles in der Welt willen mag sie nicht aus ihrer Ruhe gestört werden. Ihre beiden Gespielinnen sind anders geartet. Clémence, die junge sechzehnjährige Unbefangene, weiß von Amors Pfeil noch nichts, er naht sich ihr, indem er seine Waffe sorgsam verbirgt, und diese Unkenntniß ihres Herzens geht so weit, daß sie ein hemmendes Hinderniß in den Fortschritten der Liebe wird, denn nichts verstehen können ist sicherlich ebenso verderbenbringend als nichts verstehen wollen. Ihre Schwester Polixène handelt entgegengesetzt; sie geht vor, wenn ihre

Cousine stehen bleibt und ihre Schwester zurückweicht. Zu weit Entgegenkommen ist aber auch dem Glücke der Liebe hinderlich. Alle drei jungen Nymphen versehen es auch also hier, obgleich auf eine völlig von den obigen verschiedene Weise. Es soll mich nicht wundern, wenn Horace Keine wählt."

„Welche tiefe Blicke, theuerster Herzog, werfet Ihr in das weibliche Herz!" rief der Künstler mit einem staunenden Lächeln. „Ihr malt — und wahrlich, Eure Farben übertreffen die meinigen an Lebendigkeit und Wahrheit. Aber nun mögt Ihr so gütig sein und meine Neugierde noch ferner befriedigen. Seht jene liebenswürdige Erscheinung dort! Sie zeigt in ihrem Antlitze Züge von Schwärmerei und Andacht. Ihr schönes Auge ist gen Himmel gerichtet. Sollte sie etwa fromm sein? Dem widerspricht jedoch ihr gewählter Anzug, und die Umgebung, in der ich sie sehe. Auch scheint der junge Cavalier, der sich flüsternd zu ihr neigt, nicht die Miene eines Beichtvaters zu haben."

„Sie ist nicht fromm", entgegnete der Herzog, „aber dennoch exaltirt, überspannt. Ich fürchte sogar für ihren Verstand, wenigstens insoweit, daß der Geist nicht im Stande sein wird, die Verirrungen und Uebertreibungen des Gefühls zu bändigen und zu ordnen. Es ist Lady Arabella Southampton, erstes Hoffräulein der Königin. Sie spielt die Laute, wie man sagt, bezaubernd, und dazu fügt sie eine Stimme, die, wie unser großer Dichter bemerkt, die Engel im Paradiese nicht schöner haben hören lassen. Ich verstehe davon nichts; für mich ist eine singende Frau eine lästige Unterhaltung. Als Materialist in der Liebe glaube ich, daß in einer zärtlichen Zusammenkunft eine Schöne ihren Mund besser brauchen kann, als ihn aufzusperren, um kunstgerecht eine Reihe von Tönen hervorquellen zu lassen, die ich auf dem Theater besser hören kann, und die genau genommen nichts mit dem Beweggrunde gemein haben, weshalb ich gekommen bin. Ich will lieber sehen, daß meine Dame tanzt, als daß sie singt; beim Tanze kann sie meinem Auge Schönheiten

zeigen, die ich noch nicht kannte, und die mit dem Zweck der Liebe auf das innigste zusammenhängen. Doch dies sind meine besondern Ansichten die, ich gebe es zu, für tausend andere Männer Ketzereien sind, die man nicht entschuldigen kann. Niemand soll mir vorwerfen, daß ich ungefügig bin; ich will alle Arten sich zu vergnügen gelten lassen, nur soll mir dann auch die meinige frei stehen. Also wieder auf Lady Arabella zu kommen, so fürchte ich, sie schmachtet und singt und dichtet und phantasirt etwas zu viel für den Geschmack des jungen Herzog von Belmont, der ihr erklärter Verehrer ist. Die Königin will diese Heirath, und sie wird auch wol zu Stande kommen."

„Ich mag es wohl leiden, daß man mir, während ich male, Musik macht", bemerkte Rubens, „doch hab ich noch lieber, wenn vorgelesen wird. Auf diese Weise habe ich viele treffliche Dichter kennen gelernt, deren Werke zu weitschweifig sind, als daß es mir gelingen könnte, sie selbst durchzulesen. Aber, theurer Herzog, lasset uns weiter schreiten in unsern Betrach-

tungen. Ich sehe das Reich der Liebe, offen will ich's bekennen, hier von einer ganz neuen Seite an."

„Es ist dies das unerschöpflichste Thema, das sich denken ließ", erwiderte der Erzähler; „jeder Einzelne gründet sich ein eigenes Reich in diesem unermeßlichen Besitzthume. Das Paar, das wir jetzt in den Rahmen unserer kleinen Galerie schieben wollen, ist dasjenige, das am wenigsten scheinbar von den Gefahren, die der Liebe drohen, zu fürchten hat und das dennoch sein Fahrzeug so lenkt, daß es kaum einer der gefährlichsten Klippen im Meere der Liebe entgehen wird. Zu wenig Hingebung, haben wir gesehen, stört die Liebe, zu viel vernichtet sie rasch. Das junge Mädchen dort, das am Arme ihres Geliebten hängt, und ihn zärtlich anblickt, sie ist eine vermögenlose Waise, aber von guter Familie, Miß Clara Hastings, die Sir Robert Monfort, einen Ritter des Bath-Ordens, und einen, wie man sagt, großen Liebling der Frauen, für sich zu erobern gewußt hat. Er hat ihr zu Gefallen seine übeln Sitten abgelegt und ist

zahm geworden. Er rührt keine Karte mehr an, er sucht keine Händel und, was das Meiste sagen will, er nimmt den Becher nicht so oft zur Hand. Die gute Miß Clara dankt ihm diese Opfer, die er ihr gebracht, durch eine Zärtlichkeit, die keine Grenzen kennt. Sie neigt sich ewig zu seinem Ohr, sie flüstert ewig etwas hinein, sie umschlingt ihren Geliebten, und der Himmel thut sich ihr auf, wenn sie mit ihm allein auf irgend einem versteckten Plätzchen «Geheimnisse» austauschen kann. Diese Geheimnisse bestehen in der ewig wiederholten Frage, ob er auch wisse, wie sehr sie ihn liebe, worauf er erwidert, ob sie auch das von ihm wisse, worauf sie erröthend lispelt, sie glaube zu ahnen, daß sie es dereinst wissen werde. Er fragt sie scheinbar zürnend: warum sie es nicht schon jetzt wisse, worauf sie in zärtliche Thränen ausbricht und gesteht, sie glaube es schon jetzt zu wissen, aber um Alles in der Welt willen möchte sie darin keine unumstößliche Wahrheit gesprochen haben, sondern erwarte die Versicherung aus seinem Munde, daß sie sich nicht

ganz und ohne alle Hoffnung getäuscht habe. Er fragt sie, ob sie diese Versicherung nicht in seinen Augen läse? Und diese Frage gibt Veranlassung, sich gegenseitig in die Augen zu sehen, die in Zärtlichkeit schwimmen und in denen ein sanftes Feuer um den Vorrang über das ebenso sanfte Wasser, das Naß der Thräne, streitet, bis Feuer und Thräne in einem Kusse untergehen, der dazu bestimmt ist, das tausend und erste Gelöbniß der Zärtlichkeit zu besiegeln."

„Möchte Sir Robert standhaft bleiben!" rief Rubens. „Eure Herrlichkeit haben Recht; zu große Hingebung von Seiten der Weiber bringt ihnen Nachtheil. Wir wollen als Eroberer und Sieger auftreten, ist der Feind schwach, so erlahmt unser Feuer und unsere Waffen sind machtlos. Träge nehmen wir unsere Beute in Besitz, die uns ohne Anstrengung zutheil geworden."

„Wir kommen zu dem letzten Pärchen unserer Liebesgruppen", nahm der Herzog wieder das Wort und dieses zu charakterisiren fällt dem Beobachter nicht schwer. Wir sehen die

schöne Eliza Belfors vor uns und den Capitän Holborn, einen trefflichen und ehrenwerthen Mann, den ich persönlich mir befreundet weiß. Es sind bereits sieben Jahre, daß diese Liebenden sich kennen, und es ist die Aussicht vorhanden, daß noch weitere sieben Jahre verfließen werden, ehe es zum Abschluß kommt. Wer kann sie nachher noch jung nennen? Wenn wir fragen, welches der Grund dieses zögernden Glücksschrittes ist, so lautet einfach die Antwort: Sie können nicht zum Entschluße kommen. Stets erwachsen Zweifel in ihren Seelen, ob, wenn sie sich schon jetzt völlig entscheiden wollten, es nicht zu früh sei, ob es nicht gerathener, sich noch ernstlicher zu prüfen, sich noch gewissenhafter zu fragen, und dann — o es findet sich ja noch immer zeitig genug der Augenblick, der die glückliche Zeit der Jugendtändeleien endet! — also warte man. Und über dieses Warten mischt sich manch farbloses Härchen unter die braunen Locken Sir Richard's und manche feine Falte legt sich um Mundwinkel und Auge der schönen Eliza. Alles dieses ist unvermeidlich, aber es

wird von den Liebenden nicht bemerkt; bis denn eines schönen Tages Sir Richard als alter Mann aus dem Bette steigt und Eliza vor ihrem Spiegel findet, daß sie auffallend ihrer Mutter ähnlich sieht, als diese funfzig Jahre zählte. Alsdann weiß ich nicht, ob das Bündniß noch zu Stande kommen wird, ob nicht vielmehr Beide es vorziehen werden, die Beschwerlichkeiten des Alters, Jedes für sich in gesonderten Verhältnissen abzuwarten."

„Ich fürchte das Letztere", bemerkte Rubens. „Eine Ehe unter gealterten Liebesleuten thut selten gut. Man hat sich so gründlich kennen gelernt, man hat sich so völlig ausgesprochen, daß wenn man den Becher nun leeren will, man als Neige Ueberdruß und Langeweile findet."

„Ihr solltet diese Gruppen in ein Bild bringen, Meister Paul", sagte der Herzog nach einer Weile, „und auf Eure Weise bildlich die Erklärung geben, die ich soeben in Worten vorgebracht. Meint Ihr nicht, daß das ginge?"

„Laßt mich die Sache überlegen, gnädiger Herr. In Wahrheit ich spüre schon etwas von einem Bilde in meiner Seele. Dies machen Eurer Herrlichkeit treffliche Erzählungen, und der unmittelbare Anblick jener Schönen mit ihren Rittern.“

„So geht ans Werk, ehe Euer Feuer erlischt!“ sagte lächelnd der Herzog.

„Laßt uns die gute Stunde abwarten!“ rief der Künstler.

„Beide mischten sich jetzt wieder unter die Gäste.

Ein Jahr war vergangen und der Herzog machte eine Reise nach Antwerpen, und der Erste, den er besuchte war sein Freund Rubens. Er fand ihn an einer großen Kreuzabnahme malend. Der Saal, in dem er malte, war angefüllt von vornehmen Herrn und Damen, die da kamen, um den großen Künstler, der in seiner Vaterstadt Antwerpen wie ein Fürst lebte ihre Bewunderung zu bezeigen. Der Künstler

verließ zu Zeiten seine Arbeit, während sein Lieblingsschüler daran weiter arbeitete um sich mit diesem Prinzen, mit jenem Herrn, mit dieser Gräfin, mit jener Fürstin zu unterhalten. Als der Herzog erschien, eilte er ihm mit einem lauten Ausruf der Freude entgegen. Der Herzog umarmte ihn aufs zärtlichste. Das Gedränge im Saal neigte sich flüsternd zusammen und fragte wer der Ankömmling wäre, als man es erfahren, eilten die Herren sich ihm vorstellen zu lassen, und die Damen warfen von fern dem schönen und mächtigen Herzoge aufmerksame und bewundernde Blicke zu. Während seines Aufenthalts in Antwerpen war der Herzog der Gast Rubens', so wie dieser es in England im Hause des Herzogs gewesen. Feste auf Feste drängten sich, die theils der Künstler, theils seine Freunde gaben und die durch ihre Pracht und ihren gewählten Geschmack den verwöhnten Kenner selbst in Verwunderung setzten.

Als der Tag der Abreise gekommen war, führte Rubens seinen Gast mit einer gewissen geheimnißvollen Förmlichkeit in ein Cabinet,

dessen ganzer Schmuck ein auf eine Staffelei gestelltes Bild von mittler Größe war. „Hier, Herr Herzog“, hob der Künstler an, „gebe ich Euch ein Andenken auf die Reise mit. Es wird Euch an glückliche Stunden erinnern, die wir einst zusammen verlebten. Habt die Güte die kleine Gabe von mir anzunehmen, die eigentlich mehr Euch als mir gehört.“

Der Herzog sah fragend bald den Künstler, bald das Bild an.

„Erinnert Ihr Euch des Auftrags, den Ihr mir gegeben?“ hub endlich Rubens an.

„Ich — Euch einen Auftrag? Ihr scherzt, Meister Paul“, sagte der Lord. „Wo hätte ich dazu den Muth finden sollen? Bin ich denn ein regierender Herr, der sich herausnehmen darf, Euch Aufträge zu geben? Einer Bitte besinne ich mich wohl, die ich damals, in froher Laune, Euch ans Herz legte. Ja, wahrhaftig, dies sind bekannte Gestalten! O ich errathe — doch — bitte — sprecht! Erklärt!“

„Mit vielem Vergnügen. Eure Herrlichkeit wissen, es war die Aufgabe, die hemmenden

Umstände anzugeben, die der Liebe in den Weg treten. Es war nicht so leicht, dies in einem Bilde darzustellen und ich mußte zu Amor meine Zuflucht nehmen, den ich hier persönlich erscheinen lasse. Der Schauplatz stellt einen Theil des Parks von Eurer Herrlichkeit Garten dar, und zwar ist es der Tempel der Cyklopen, dessen Fronte ich hier dargestellt habe, mit kleinen Abänderungen, wie es mein Zweck erheischte. Das Bassin mit der Statue der Amphitrite, die aus den Brüsten Wasserstrahlen spritzt, ist unverändert geblieben. Zu Füßen der Göttin, und zum Theil etwas von ihr entfernt, habe ich die Gruppen vertheilt. Gnädiger Herr, tretet etwas näher und betrachtet Euch diese Gesichter und Gestalten."

Der Herzog folgte der Auffoderung und man sah in seinem Gesicht, während er die einzelnen Schönheiten des Bildes musterte, Staunen und Lächeln wechseln.

„Hier, rechts von dem Beschauer", erklärte der Künstler, „fängt das Liebesspiel mit jenen drei Schwestern und ihren Verehrern an,

die auch in der Erzählung den Reigen eröffneten."

„Ich sehe, ich erkenne sie!" rief der Herzog. „Im weißen Gewande, Lady Constance, wie sie lebt! Das ist die kalte, regelmäßige Schönheit, die zugleich anzieht und abstößt. Nur habt Ihr ihr einen etwas zu kleinen Wuchs gegeben; sie ist höher, schlanker. Dafür ist ihre Schwester Jeane, die Minerva, ganz dem Original entsprechend; ebenso die Kokette, die schöne Eleonor, die meinen guten Marquis nach sich zieht, als wollte sie sagen: «Komm nur, zu mir gehörst du, bei mir sollst du bleiben!»"

„Amor ist diesen Dreien entschlüpft", setzte der Künstler hinzu, „und hat sich auf den Schoos der reizenden aber etwas strengen Miß Lydia Halkins gerettet. Der arme kleine Götterknabe soll Ruthenhiebe bekommen, aber er sieht trotzend in die Höhe und scheint zu sagen: «Straft mich nur, während ihr euch selbst strafen solltet!»"

„Vortrefflich" rief der Herzog. „Wie er-

schöpfend ist der Charakter wiedergegeben, und wie allerliebst ist das Knäbchen gemalt, das, indem es sich retten will, gerade die Theile frei gibt, denen die Gefahr droht! Lydia, die dem Amor zwar auf ihren Knien eine Zufluchtsstätte bereitet, aber keine in ihrem Herzen ist, so wie sie dasitzt in ihrer bequemen Lage, das Bild der apathischen Ruhe, die unfähig sich selbst zu bezwingen, auch keinen Andern bezwingt. Die junge Clémence — es ist die Blondine dort, die zweifelnd dasitzt, während Amor ihr zuflüstert, den Pfeil sorgsam versteckend, hat so wenig Anwartschaft auf den endlichen Triumph in diesem Kampfe als die schöne Polixène, die in ihrem Entgegenkommen sogar so weit geht, daß sie den zweifelnden Horace mit ihren Armen umfaßt und vom Boden aufzurichten sich bestrebt. Schade, daß ich des jungen Helden Antlitz nicht sehe, er ist mit dem Rücken gegen den Beschauer gewendet, ich würde dann entscheiden können, welche von den drei Schönen sich Hoffnung zu machen hat."

„Ich habe mit Absicht", setzte der Künstler

hinzu, „den Beobachter in Zweifel gelassen, welche Miene Der, der die Hauptrolle in diesem Kampfe spielt, zu den Kunstgriffen um ihn her macht. Doch meine ich, daß ich die hübsche kleine Clémence mit so viel Anmuth ausgestattet habe, daß es kaum anders möglich ist, Amor, der ihr so beharrlich zuflüstert, verhilft ihr auch zum Siege."

„Jetzt zu unserer Sängerin!" rief der Herzog. „Ach — da sitzt sie! Ja, das ist das entzückte Auge, die schmachtende Haltung! Welch ein Seelenmaler seid Ihr, Meister Paul! Wie wißt Ihr die Aehnlichkeit der äußern Erscheinung mit dem Charakter zu verbinden. Dies ist Lady Arabella — und zwar in ihren Weihe-momenten. Mein Himmel, welch ein langweiliges Geschöpf! Und der Geliebte spielt zu ihren Gesange die Laute, und — Amor hält das Notenblatt! Gut! — gut — ich geb' es zu, der Gesang mag vortrefflich sein, doch die Liebe — taugt nichts."

„Ich habe das Paar deshalb auch in tiefen Schatten der Rosenbüsche gesetzt", erklärte

Rubens, „weil ich die lebendige, die thätige, die lebhafte Regung der Leidenschaft in den Vorgrund zu bringen die Verpflichtung hatte.“

„Wo sie auch hin gehört. Fort mit aller schwächlichen Schwärmerei!“ ergänzte der Beschauer. „Und nun Die, die hier im Grase sitzen! So ganz miteinander beschäftigt, als gäbe es für sie nicht «Sonne noch Planeten» wie der Dichter sagt.“ „Das ist meine kleine Hastings, meine zärtliche Clara, und jener etwas ältliche Cavalier, der zusammen gekauert im Grase sitzt und seiner leichtgläubigen Schönen etwas vorschwatzt, daran er selbst nur so lange glaubt, als er im Grase sitzt, ist Sir Robert Monfort. Trefflich! Ja, diese Leichtgläubigkeit, diese Hingebung, wie gefahrbringend sind sie! Indessen, für diesen Augenblick wenigstens sind Beide vollkommen miteinander zufrieden. Das ist schon etwas.“

„Bemerket nur, mein Gönner“, setzte der Künstler hinzu, „wie Amor in den Lüften einen Pfeil auf sie abschießt, der matt zur Erde niederfällt.“

„Damit ist Alles gesagt!“ rief der Beschauer. „Wollen wir nun zu letzterm Paare übergehen. Ha! Amor schiebt und stößt sie weiter. Die ewig Zögernden sollen endlich einmal zum Ziel kommen. Diese Gruppe ist meisterhaft und ich möchte diese zwei Figuren mit dem treibenden und stoßenden Amor als Bild für sich haben. Welch ein anmuthiger Scherz, welch eine köstliche Satire!“

Mit diesen Worten umarmte der Herzog den Künstler und dieser wiederholte nochmals die Bitte, das Bild als Geschenk anzunehmen. Endlich willigte der Herzog ein. Er machte später dem Künstler ein Gegengeschenk in zwei kostbaren Pferden, die er aus seinem Marstalle nahm.

Dies ist die Geschichte des schönen Bildes, das wir in der Galerie vor uns sehen, und das unter dem Namen «der Liebesgarten» bekannt ist.

Bald nach diesen Ereignissen brachen die unruhigen Zeiten in England aus. Der Herzog verlor in einer Schlacht, die er im Heere der

Königlichen mitmachte, sein Leben, nachdem er schon vorher sein Vermögen eingebüßt hatte. Das Bild Rubens' kam nach Antwerpen zurück und ging nach des Künstlers Tode 1640 in den Besitz der Gräfin de la Verrue über; 1742 befand es sich in der Galerie Carignan, woselbst es für 15,000 Livres für Dresden gekauft wurde.

Das Grab des Juden.

Ruisdael.

Zur Zeit der großen Judenverfolgung zu Antwerpen lebte daselbst ein Mann, der ein Gewerbe als Goldarbeiter trieb und eine gute Kundschaft hatte. Er war bei Jahren und um ihn blühte eine zahlreiche Nachkommenschaft. Die Söhne hatten geheirathet und deren Söhne waren ebenfalls schon in dem Alter, wo sie sich nach Gefährtinnen und Mitträgerinnen der Sorgen und Gefahren des Lebens umsahen. Denn es war keine friedliche Zeit. Die Städte standen miteinander in Kampf und während der Mann im Kriege lag, mußte die Hausfrau daheim oft monatelang dem Hause und der Familie kräftige Stütze sein. Die antwerpener Frauen wußten das gar wohl und es war keine Eitle, keine Putznärrin unter ihnen; es

war ein derber, gesunder Schlag von Weibern, tüchtig zu Rath und That und doch dabei dem Manne ein anmuthig Bild im Hause voll Reiz und Schönheit, wenn auch Beides in etwas kräftiger Art. An die feinen Französinnen reichten sie freilich nicht heran; dafür hatten sie aber deren Schalkheiten und böse Listen nicht, die einem ehrlichen Mann die Stirn kraus zu ziehen im Stande sind. Der Enkel des alten Gottfried van Bryl, so hieß der Meister, hatte unter den Töchtern seiner Vaterstadt gerade eine herausgefunden, die die obigen Eigenschaften in höherm Grade als ihre Mitschwestern besaß, und somit hätte seine Ehe eine glückliche sein können, wenn nicht der leidige Zwist und der Hader der Zeit hindernd sich zwischengelegt hätten.

Der alte van Bryl galt als Haupt der Calvinisten und seine Familie und Verwandtschaft wüthete ganz besonders gegen die Juden. Der reiche Baruch Abraham Solim Abasi, der Stern Gottes, wie ihn seine Anhänger nannten, hatte Antwerpen verlassen und über die Stadt jenen

alttestamentarischen Fluch ausgesprochen, der da gebot, die Mauern sollten ihre eigenen Bewohner erschlagen, die Flüsse zurückfluten, um in ihrem tobenden Wasser alles Lebendige zu verschlingen. Mit diesem Fluche auf den Lippen war der weise Rabbi entflohen, und mit ihm zog der Stamm der Auserwählten, seine Freunde und Genossen. Die Verfolgung begann. Uralter Haß entzündete sich und jede kleine Unbill des Tages, jeder Grund geringfügiger Klage ward nun in doppelter und dreifacher Züchtigung den zurückgebliebenen Juden auf den Hals geworfen. Verbrechen war es, einem Juden Obdach nur auf eine Stunde zu geben, und die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden, wurde selbst auf den Kanzeln und in den Klöstern als eine himmelschreiende Sünde ausgerufen. In den Familien gab es fessellosen Streit. Die Religionssekten hatten sich hineingemischt, und während die unglücklichen Juden den Haß aller Parteien auf sich ruhen fühlten, wühlten nebenbei diese Parteien unter sich, und beobachteten einander mit dem giftigen Auge der Zwietracht,

des Verraths und des Neides. Bald hieß es, die Katholiken thäten den Juden Vorschub, bald machte man der neuen Lehre Luther's diesen Vorwurf, und die Calvinisten waren es, die auf diese Weise die Anhänger der Lehre, aus deren Schoose sie doch selbst hervorgegangen, verdächtigten. Die Spaltungen und der Zwist erreichten eine solche Höhe, daß zahlreiche Familien sich entschlossen, die Fremde zu suchen, und mit den flüchtigen Juden, die auf allen Heerstraßen dahinzogen, sah man auch antwerpener Bürger sich in die Schweiz aus den Stürmen retten, die unaufhaltsam und wie es schien ohne Aussicht auf baldige Aufhör über die reiche Stadt und die gesegneten Fluren dahinbrausten.

Wir bleiben mit unserer Erzählung in der Stadt, ja wir haben es recht eigentlich mit dem Kampf und mit dem Streit innerhalb der Mauern zu thun. Die Partei der Calvinisten hatte dadurch, daß angesehene Mitglieder in den Rath gewählt worden, zeitweise die Obermacht gewonnen, und an der Spitze dieser Mächtigen

stand die Familie van Bryl, deren Verwandten und Anhang. Wo der Name van Bryl genannt wurde, zitterte der Jude; er klang ihm gleichbedeutend mit der Hetzpeitsche, der Kette, dem Hungerthurm. „Sie haben Gott gekreuzigt!" rief ein van Bryl auf offenem Markte, „wie dürfen wir ihnen jemals vergeben!" Und mit ihm schrie der Haufe: „Tod! Untergang den Verfluchten!"

Der junge Adrian van Bryl, dessen Heirath wir so eben mit einer derben Antwerpnerin verkündet haben, zeigte Lust, mit seinem jungen Weibe die Flitterwochen anderswo vergnügter zu verleben, als in dem Lärm und Toben seiner Vaterstadt. Allein es wurde ihm untersagt. Der Vater Adrian's warb gerade ein Häuflein Söldner unter dem Namen des Grafen v. Lynd, und es galt einen Kriegszug gegen die benachbarte Stadt, die ihre Thore den Ausgewiesenen und Flüchtlingen geöffnet hatte, welche die Stadt Antwerpen verfolgte. Adrian machte einen Sommer über den Feldzug mit; dann aber fand er Gelegenheit, zu entschlüpfen, und mit Weib

und Kind siedelte er sich in der Stadt Harlem an, berühmt wegen ihrer Tulpenzwiebeln und schönen Frauen. Beides eine bunte und eitle Waare. Hier in Harlem wurde unser Jakob geboren. Der Vater, um sich desto sicherer vor seinen Verwandten zu verstecken, änderte seinen Namen und nannte sich Ruisdael, was soviel als abwärts brausendes Wasser heißt. Und in der That, der Name paßte gut zu seinem Träger, denn das Leben desselben ließ sich mit dem Lauf eines in seinem Gange öfters gehemmten, daher unwillig niederstürzenden Waldstroms vergleichen. In Harlem legte sich Adrian auf die Kunst, seine Hölzer zu bearbeiten, sie zu allerlei kostbarem Hausgeräth zu verwenden, und dazu erfand er einen schönen, glänzenden Firniß, der dem Holze die Glätte und die Farbe der verschiedenen Marmorarten beizubringen befähigt war. Hierdurch war für seinen Unterhalt gesorgt.

Unterdessen nahmen in der Stadt Antwerpen die Händel ihren Fortgang. Die Familie van Bryl ward auf eine recht verdrießliche Weise

mit hineingemischt. Sei es, daß der Hochmuth, zu dem einige der Mitglieder dieser so sehr begünstigten Familie sich hingerissen fühlten, sei es, daß ihr Ehrgeiz in der That in die Privilegien der übrigen vornehmen Bürger griff, oder schlechtweg war es die Laune des Glücks, das seine Kugel drehte, genug, die Familie wurde beschuldigt, es trotz aller öffentlichen Demonstrationen heimlich mit den verfolgten Israeliten zu halten, und namentlich ward gegen das greise Oberhaupt der Sippschaft die Verdächtigung erhoben, als habe er zu einer gewissen Zeit, wo er sich unbeachtet glauben konnte, einem Juden bei sich Obdach und Schutz verliehen. Die Sache machte ungemeines Aufsehen. Es traten Zeugen auf, die an dem Morgen des bezeichneten Tages den alten Meister Gottfried im Geleit eines verhüllten Mannes die Wohnung hatten verlassen sehen. Wenige Schritte von der Hausthür, da wo der Weg sich um die Mauer eines Gärtchens wendet, hatte der Fremde den Mantel verloren und man hatte in ihm den Rabbi Baruch Abraham erkennen wollen.

Die Familie that ihr Möglichstes, den Gegenbeweis gegen diese Anklage zu führen, und es wurde dargethan, daß an dem Morgen, als Obiges sollte geschehen sein, der Meister Gottfried krank in seiner Kammer gelegen, unfähig sich zu rühren, von einem schweren Gichtleiden geplagt. Dies bezeugten die Frauen der Söhne, die an dem Bette gewacht; dies bezeugte auch der Arzt des Hauses, der gerade um die frühe Morgenstunde in der Nähe sich befunden und ohne Zweifel von einem solchen Ausgange des schwer Erkrankten würde benachrichtigt worden sein. Aber die Menge glaubte dennoch was sie glauben wollte, und die Stimmung für die Bryls war nach diesen Vorfällen lange nicht so günstig als sie es vor denselben gewesen war.

Jahre vergingen. In der Stille, in dem Frieden des sichern Zufluchtsorts wuchs der junge Ruisdael heran. Er wurde ein Knabe von ganz besonderer Schönheit. Die reizende Mutter sah in ihm ihr eigenes Bild, und die Hoffnungen, die sie faßte, und die sich mit der Zukunft ihres Lieblings beschäftigten, ließen sie

den Kummer vergessen, die Thürme der prächtigen Stadt Antwerpen nicht mehr schauen zu dürfen, und nicht das Antlitz ihres Vaters, der, den Drangsalen erliegend, einen raschen Tod gefunden, ehe es ihm gelungen, die geliebte Tochter, die ihm entflohen war, wiederzufinden.

Was sollte Jakob werden? Kunstschreiner, wie sein Vater? Nein, die Mutter wollte ihn in Ansehen und Würden wieder in der Vaterstadt sehen, und sich dazu, auf ihre alten Tage, ausgesöhnt mit all den Muhmen und Basen, mit all den lieben Vettern und Oheimen, und vor allen Dingen wieder in gutem Vernehmen mit den Geldsäcken des alten Großpapa, der für einen der reichsten Bürger der reichen Stadt gehalten wurde. Jakob wurde befragt, als er eben in guter Laune war. Er stand vor einer sehr großen, schönen Tulpe, die ihren farbigen Pokal oben bis an den Rand zu mit dem klarsten Sonnenlichte gefüllt hatte und nun im Morgenwinde leise schwankte, wie der gefüllte Römer mit dem Blute der Traube schwankt in der zierlich emporgehobenen Hand des Trinkers.

Jakob stand wie ein junger Bacchus da, dem dieser Pokal geweiht war. „Vater“, sagte er, „laß mich Blumenhändler werden! Gib mir die Zwiebel der aschgrauen, mit Purpur gezeichneten Tulpe, die wir die Prinzessin von Oranien genannt haben, und laß mich damit in die Welt ziehen. Gib Acht, die schöne Prinzessin verläßt mich nicht, sie macht mich zum reichen Manne. Und dann komme ich zurück und kaufe mir die Hälfte dieses Nestes Harlem, und du baust dir daraus ein kleines Antwerpen, mit den Kirchthürmen, die der Mutter so sehr gefallen.“

„Das ist Narrheit, mein Sohn!“ entgegnete der Vater.

„Doch nicht ganz“, setzte die Mutter hinzu; „der Plan mit den Blumenzwiebeln —“

„Ist der Plan eines Narren! Wo wird der Junge die Klugheit und Verschmitztheit, die List und die Gewandtheit sich verschaffen, um den zahllosen Blumenhändlern, die diesen großartigen Handel jetzt betreiben, den Rang abzulaufen? Er wird bald genug am Hungertuche nagen und

seine Tulpenzwiebeln zuletzt auf einer Butterschnitte verspeisen."

Jakob hatte unverwandt in den Kelch der Blume gesehen. „Wo sie nur diese Farben her hat? Wie schön das ineinander geht! Vater, laß mich Maler werden!"

„Ja doch! Das wird man auch sogleich auf dem Platze!"

„Einer meiner Vetter malt Blumen, auf denen Käfer und Spinnen sitzen", sagte Frau Ruisdael. „Aehnlich dem Leben bis zum Täuschen. Schade, daß er dem Glase zu oft zuspricht, und daß deshalb seine Hand zittert. Er wäre ein schöner Mann, wenn er nicht unglücklicherweise den Höcker hätte, und seine Beine gerader wären als sie es sind."

„Nun ja, da geht's! Wenn die Mutter nur von ihrer Verwandtschaft sprechen kann, dann ist sie glücklich!" rief der Sohn.

Die Berathung nahm ein Ende, indem der Vater erklärte, er wolle Jakob's wegen mit dem Gerichtsschreiber sprechen; es sei ja wol in der Amtsschreiberstube ein Platz frei. Ein Ge-

danke, der dem Sohne höchst zuwider war; denn nichts behagte ihm weniger, als eine dumpfe Stube, angefüllt bis oben an mit alten Scripturen, die für ihn gar keine Bedeutung hatten. Er liebte es, in Feld, Wald und Wiese umherzustreifen und womöglich auch die Nächte im Freien zuzubringen, eine Liebhaberei, deren Ausübung ihm jedoch streng von den Aeltern untersagt worden war.

Einst lag er an einem Sommerabend am Abhang eines Waldhügels und träumte von seiner schönen Prinzessin von Oranien, die in einem Reifrock von Goldbrocat als umgekehrte Tulpe zu ihm kam und ihn auffoderte, mit ihr in die Welt zu ziehen, als ein Finger leise seinen Oberarm berührte. Er fuhr aus dem Schlafe auf und sah einen Mann von räthselhaftem Aussehen vor sich stehen. Ein langer, dunkelfarbiger Mantel deckte die Gestalt, ein schimmernd weißer Bart quoll daraus hervor und ein schwärzliches Gesicht, das stark gegen diesen Schnee des Bartes abstach, war mit unzähligen Runzeln bedeckt und zeigte zwei glühende

Augen, ebenfalls unter einer weißen Schneedecke.

„Wer bist du? Was willst du?“ fragte der Knabe.

„Hast du Muth?“ flüsterte die Gestalt und legte sich halb kniend, halb liegend zu dem Jungen ins Gras. „Wenn du Muth hast, so soll reicher Lohn dir werden.“

Jakob setzte sich auf und starrte dem Fremden ins Gesicht. „Zu was willst du meine Hülfe?“ fragte er rasch.

„Zu etwas, was dir Ehre bringen wird, Kleiner. Du sollst einem alten Manne, wie ich bin, den seine Kräfte verlassen haben, die deinigen borgen.“

„Es ist doch ein christliches Werk, was du verlangst?“

Der Alte schnitt ein häßliches Gesicht. „Christlich?“ rief er, — „nun ja, wie du willst, jedenfalls ist es löblich und gerecht. Sieh, da liegt ein Todter, du sollst mir helfen, ihn zu seiner Ruhestätte zu tragen. Bis hierher habe ich es gethan, weiter kann ich nicht; meine

Knie zittern und ich muß fürchten, daß ich die theuere Last den Abhang hinabfallen lasse. Komm, mein Bürschchen, komm!"

Jakob erhob sich willig, folgte seinem Führer und faßte den in Tücher gehüllten Todten an den Füßen, der Alte unter die Arme. So ging es rasch vorwärts. Der Wald wurde immer dichter; sie kamen an eine Stelle, wo das Tageslicht verschwand und die dichten Gipfel der uralten Stämme im Sturme gegeneinander rauschten, daß es ein wahrhaft betäubendes Brausen gab. Dabei lärmte ein vom Regen angeschwollener Waldbach über Steingeröll in die Tiefe hinab. Die Stelle war so wundersam wild, daß dem Knaben das Herz erbebte, aber der Schrecken war kein niederdrückender; im Gegentheil es hob sich die Brust in diesem Getobe der Naturlaute, als wollte sie freiere und kühnere Athmenzüge thun. Beide Träger standen still und schauten sich um. Die Wolken thürmten sich immer höher und dichter und jetzt war der spärliche Abendschein, der bis hierher durch die Bäume geschimmert, völlig erloschen. Der

Donner rollte und der Sturm raste. Es brachen Baumstämme und stürzten mit lautem Krachen nieder, Vogelstimmen, rufend und kreischend, ließen sich fern und nah hören, und mitten in diesem Getöne erhob der Alte seine Stimme und sang ein wundersames altes Lied mit solcher Anstrengung, daß sein ganzer Leib erzitterte und seine Hände sich krampfhaft ballten. Es kamen Stellen im Gesange vor, die wie Flüche klangen und in die der Donner grollend hineinrollte, als wolle er bestätigen, was der Alte sagte. Als er das Lied geendet, schritt er drei mal eilig im Kreise um den auf der Erde liegenden Todten, indem er seinen Mantel weit ausbreitete, sodaß er wie ein ungeheurer Nachtvogel aussah. Im Schein der Blitze erblickte Jakob in der Tiefe der nächtlichen Baumschatten einige Grabdenkmale. Er starrte nach der Gegend hin und es wurde ihm immer herzerschütternder zu Muthe. Solch ein Gefühl hatte er noch nie erlebt; dabei entging ihm nichts von der furchtbaren, aber doch dabei wunderbaren Schönheit des Bildes. Auf einen Baumstamm sich niedersetzend, sah

er bald auf die Gräber drüben, wenn sie in dem hellen Scheine sichtbar wurden, bald auf den Alten, der sich immer noch mit dem Todten beschäftigte. Die Gegenwart Jakob's schien er vergessen zu haben; plötzlich erinnerte er sich daran, oder er ward auch des Knaben hell-beleuchtete Gestalt ansichtig; genug er trat auf ihn zu, drückte ihm ein Beutelchen in die Hand und sagte befehlend: „Geh, Knabe, ich bedarf deiner nicht mehr, was jetzt hier geschieht, das darfst du nicht mit ansehen.“

„Gut“, sagte Jakob, „aber wie werde ich den Weg zurückfinden?“

Der Alte legte die Hand an die Stirn und sann nach. Du hast Recht; du würdest in die Irre gehen und die Deinigen würden um dich bekümmert sein, wenn du nicht zur Nacht nach Hause kommst. Das darf nicht sein. Komm, gib mir die Hand, sei nicht furchtsam, ich bringe dich in eine nahe Köhlerhütte, dort wartest du bis ich komme und dich mitnehme.“

Sie gingen. Jakob wurde in eine kleine Kammer gebracht, die der Alte hinter sich zu-

schloß. Das Fenster war vergittert. In diesem Kerker harrte der Gefangene über eine Stunde aus; dann kam der Alte und Beide gingen schweigend durch den Wald. Das Wetter hatte nachgelassen, der Mond kam hinter zerrissenen Wolken hervor. Am Waldesrande, da wo sie sich getroffen, trennten sie sich wieder. Der Alte war mürrisch und sprach selbst beim Abschiede kein Wort. Als er den Hügel hinanschritt, flog wieder sein Mantel in seltsamen Schwingungen und wieder sang er die unverständlichen Liederverse.

Als Jakob das Abenteuer daheim dem Vater erzählte, wußte er nicht anzugeben, weder wer der Mann, der ihn zu dem nächtlichen Werke geworben, noch wer der Todte gewesen. Er hatte nach keinem Dinge gefragt. Auch der Ort im Walde fand sich nicht, obgleich Vater und Sohn einen Versuch machten, dahin zu gelangen. „Du hast wol das Ganze geträumt“, sagte der Vater. „Nein; denn hier ist das Beutelchen, das mir der Alte im Walde gab“, antwortete Jakob. Die kleine Leder=

tasche enthielt drei Goldstücke von altem Gepräge.

Mittlerweile hatte sich eine Versöhnung zwischen Adrian und seinen Geschwistern und Verwandten eingeleitet. Er ließ die Frau und den Knaben zurück und ging nach Antwerpen zum Besuch. Als er zurückkam, erzählte er ausführlich, wie er die Seinigen gefunden; zu ihnen zurückkehren wollte er jedoch nicht. Besonders viel sprach er von dem alten Großvater, der viel über die Neunzig alt war, und der in seinem Wesen den Eindruck eines Mannes mache, der in einem kleinen Wirkungskreise vieles Große und Ruhmwürdige geleistet, und der jetzt dem Ende seiner Tage mit Ruhe entgegensah. Adrian's Vater war des Greises Liebling, und somit auch Adrian und sein Sohn in dessen Gunst mit eingeschlossen. Von Jakob, seinem Urenkel, ließ er sich viel erzählen, und Alles, was Adrian von dem Knaben — der jetzt schon zum Jünglinge heranreifte — vorbrachte, machte dem Alten Freude. „So war ich, wie ich jung war!“ rief er, „ich erkenne mich in diesem Knaben! Macht, daß

ich ihn schaue, ehe mein Auge bricht! Zögert nicht, ich will den Knaben sehen, hört ihr, ich will ihn in meinen Armen halten! Ueber sein Haupt will ich den Segen sprechen, der den Kindern Häuser baut und ihrem Gut Gedeihen schafft!" Adrian versprach dieses Begehren sobald wie möglich zu erfüllen. Jakob hörte mit großem Stolze diesen Wunsch des Hauptes der Familie und schickte sich an, mit seiner Mutter nach Antwerpen zu reisen. Aber zu dieser Reise kam es nicht.

Seit dem Vorfall im Walde waren zwei Jahre vergangen. Jakob besorgte jetzt kleine Geschäftsreisen für seinen Vater auf die benachbarten Dörfer. Auf einem dieser Wege traf er auf einen Handelsmann, der aus Antwerpen kam; es entspann sich ein Gespräch.

„Nichts Neues aus der großen Stadt?"

„Nichts, außer daß der alte van Bryl gestorben ist."

Jakob horchte auf. „Was sagt Ihr?" rief er athemlos, „der alte van Bryl?"

„Ja, und der Erbe des alten Mannes soll

einer seiner Urenkel sein, ein Nichtsnutz, der sich im Lande herumtreibt, und dessen Vater schon den Seinigen entlaufen ist. Daß doch stets die Vagabunden in dieser Welt Glück haben!"

Ueber die Wichtigkeit der Nachricht, überhörte der junge Ruisdael die Schmähungen, die ihr beigefügt waren. Er suchte einen Vorwand, sich von dem Wanderer zu trennen und nach Hause zu eilen und diese Nachricht dort rasch zu verkünden. Der Handelsmann sah ihm erstaunt nach, als er mit seinem kleinen Fuhrwerk rasch um die Ecke des Feldwegs wieder zurück die Straße, die er eben gemacht, eilte. Aber noch hatte Jakob das kleine Gehölz nicht erreicht, das die Grenze des väterlichen Gebiets bildete, als aus dem Schatten des Gebüsches, beglänzt von den Strahlen der Morgensonne, ihm ein alter Mann entgegentrat, dessen Blicke und ganze Erscheinung sogleich ihm ein Gefühl einflößten, als suche dieser Mann ihn und als gehöre er zu diesem Greise.

„Jakob Ruisdael?" fragte der Fremde,

gleichsam wie schon der bejahenden Antwort gewiß.

Jakob neigte bejahend das Haupt und grüßte ehrerbietig.

„An mein Herz!“ rief der Greis und wankte auf den Jüngling zu. „Ich bin Gottfried van Bryl, der Großvater deines Vaters.“

Ein Schauer flog durch die Glieder Jakob's; der soeben Todtgesagte trat ihm entgegen. Er stand eine Weile unbeweglich. Der Blick des Greises übte eine gewaltige Macht aus. Dies war nicht das Auge eines Betrügers, nicht das Auge eines Trugbildes — der Urgroßvater selbst stand vor ihm.

Jüngling und Greis lagen einander in den Armen.

„Du bist nicht zu mir gekommen; ich aber suche dich auf!“ rief Gottfried van Bryl, indem er mit liebevoll schmeichelnder Hand die frische Wange des Jünglings berührte; „doch still, mein Besuch gilt nur dir! Gelobe mir dieses Schweigen! Deine Aeltern dürfen nichts von meinem Hiersein erfahren. Deshalb stehe

ich hier schon länger als eine Stunde und habe auf dich gelauert. Man hat mir gesagt, du seiest des Weges gezogen, und würdest bald wieder heimkehren. Jakob, mein Kind, ich habe Wichtiges mit dir zu reden. Der Aelteste kommt zum Jüngsten. Aber so geht es: Gott lenkt das Herz und den Willen, und mir hat er Beides zu dir gelenkt. Nochmals, gelobe dem Vater deiner Väter ein redliches, treues und verschwiegenes Herz. Diese Stunde wird dein Glück gründen oder dein Glück zerstören. Beides ist in deine Hand gegeben. Führe mich nun an einen Ort, wo wir ungestört Das miteinander besprechen können, um dessenwillen ich alter Mann hierhergekommen."

Jakob mußte einen Eid schwören, seinen Aeltern nichts von dem Vorfalle mitzutheilen.

„Aber, Urgroßvater", sagte er schüchtern; „wird Das, was du mir zu sagen hast, nicht viel besser passen, daß mein Vater es vernehme? Er, der dich so liebt und so achtet?"

„Nein du — mein Kind — du allein sollst des alten Mannes schweres Geheimniß wissen!"

sagte der Greis und seine Stimme zitterte. Er hielt die Hand vor die Augen als blendete ihn die Sonne. In seinem ganzen Wesen kämpfte etwas, gewaltsam an die Oberfläche zu dringen. Jakob sah sich um, ob Niemand ihm folgte; dabei unterstützte er den Alten und brachte ihn vorsichtig den kleinen Wiesenpfad hinab, der zu einem einsam stehenden Brunnen führte, den der Hirte mit seiner Heerde aufzusuchen pflegte, aber nicht um diese Stunde. Der Brunnen und die darum befindlichen Bänke standen einsam. Die Sonne war unter Wolken getreten; eine schwüle Hitze lagerte sich über die weite Fläche. Der Greis und der Jüngling gingen langsam ihres Weges; endlich war der Brunnen erreicht und unter dem Schatten eines Ahorngebüsches ließ sich der Alte auf die Bank nieder. Ehrfurchtsvoll blieb der Urenkel vor ihm stehen.

„Kind meiner Kinder!“ rief der Alte. „Nicht vergebens heißt du Jakob. Jakob war der Auserwählte des Herrn, Einer der Väter des Bundes! Jehova's Geist war mit ihm, und so sehr er auch irrte, er wich doch nie von dem alleinigen

Gott. So will auch ich, daß du dereinst seiest wie er war! Jakob! Jakob!"

„Jakob war Jude —"

„Das war er. Lange vor den Christen waren Juden die Bekenner Gottes und des Gesetzes. Willst du den Sohn höher stellen als den Vater? Gebührt nicht dem Vater die Ehre? Also steht der Jude höher als der Christ."

„Da sei Gott für!" rief Jakob heftig. „Das darf nicht sein!"

Der Greis fuhr zornig in die Höhe; er stand im Begriff, heftige Worte auszustoßen, doch unterdrückte er sie, und indem er kummervoll das Haupt in die Hand stützte, seufzte er vor sich hin: „Wie will ich's anders haben? Er ist erzogen in der Lehre! Ich habe keine Zeit ihn zu bekehren! Meine Stunde naht. Gut denn; ich will Alles auf einen glücklichen Wurf setzen!" Und den Jüngling zu sich heranziehend, ihn schmeichelnd um den Leib fassend, sprach er: „Liebst du mich, mein Jakob? Liebst du mich? Und wenn du mich liebst, so folge mir nach. Wisse, daß ich Jude bin."

Jakob trat einige Schritte zurück und verhüllte sein Antlitz.

Der Greis fuhr fort, scheinbar ohne diese Zeichen des Schreckens und Abscheus zu bemerken. „Ja, der heilige Glaube dieses verbannten und verfolgten Volkes ist der meinige. Lange Jahre habe ich geheuchelt, öffentlich Moses und das Gesetz verleugnet und heimlich Buße gethan. Es ist mir schwer geworden, daß weiß Gott. Aber die Welt foderte dies Opfer. Sollte ich die Meinen ins Unglück stürzen? Nach den Begriffen ihrer Lehre Schande über sie bringen, ihr Leben, ihr Glück gefährden? Nein, lieber duldete ich, litt und kämpfte. Mehr als einmal war es nahe daran, daß mein Geheimniß verrathen wurde, doch die Klugheit meiner Getreuen und meine eigene deckte es geschickt wieder zu. Aber ich wollte nicht mit der Lüge aus der Welt gehen. Einer meines Stammes, ein Sprosse meines Blutes sollte um mein Geheimniß wissen, und nach Allem, was dein Vater mir von dir erzählt, wählte ich dich. Der weise Baruch ist von meinem Entschlusse unterrichtet;

er wird dich im Geheimen in den Lehren des Talmud unterweisen, und dich, wenn die Zeit da ist, aufnehmen in den Schoos der Gläubigen. Ich werde dich im Lichte Jehova's, des einigen Gottes, dereinst wiedersehen. Mein Sohn, mein Sohn! Welch ein Entzücken für mich! Willst du mir diesen Trost im Tode versagen? Wenn sie Alle, die ich zeugte, vor mir gehen, ein langer Zug, um sich vor Maria's Sohn niederzuwerfen, so wirst du allein, du mein Jüngster, du mein Liebling, zu mir eilen, und ich werde dich mit Triumph den Vätern zeigen. Die Propheten des Alten Bundes werden dir ihre flammenden Segensgrüße spenden, über dich werden die ewigen Harfen tönen und die Psalmen David's dich umrauschen. Kind! Was ist der Himmel der Christen gegen die uralte Herrlichkeit Salomo's? Was ihr dürftiger Glaube gegen das Gesetz, das einst vom Berge Sinai Gott selbst seinen Kindern verkündete?"

Jakob war noch immer stumm.

„Ich fodere nicht, daß du dich jetzt gleich entscheidest", fuhr der Greis fort. „Ich gebe

deiner Seele die Ruhe, deren sie bedarf, um das Ueberraschende, Unerhörte zu fassen. Dann geh' zu Baruch. Er hat für dich ein Geschenk in Händen, das meine Liebe für dich bereit hält. Nimm es, genieße es als mein Kind. Und jetzt laß mich gehen! Die Sonne rückt höher; der Hirte mit der Heerde naht sich. Ich darf hier nicht erblickt werden."

Er erhob sich mühsam. Der Morgenwind wühlte in seinem weißen Barte. Unruhig und forschend blickte er auf das Antlitz des Jünglings, dessen Blicke noch immer von ihm abgewendet waren. „Er faßt nicht an! Er willigt nicht ein!" murmelte er vor sich hin.

Der geängstete Zuhörer erholte sich endlich und brach in die fast stürmisch hingeworfenen Worte aus: „So ist's doch gut, Vater, daß du noch lebst — daß du noch deinen Sinn ändern kannst. Wenn du nun todt wärst, wie man mir gesagt, so könnte nichts mehr geändert werden."

„Hoffe nichts!" rief der Greis. „Ich kenne das Uebel, an dem ich sterbe, nur wenige Tage

bleiben mir noch. Die Kunde von meinem Tode wird sich bald bewahrheiten."

Neuer Schrecken überkam Jakob. Er faßte krampfhaft die dürren Hände des Alten und preßte sie an seine Brust.

„Wenn ich todt bin", sagte der gebeugte Mann, „so werden Männer kommen und mich heimlich zu den Bekennern meines Volkes bringen. Du sollst ihnen folgen und Zeuge sein, wie sie meinen Leib der Erde geben. Ich werde bei den Gebeinen Derer ruhen, die ich im Leben verfolgte. Die Buße ist gerecht. Der Jude zu den Juden! Wenn du angeschaut, wie sie mich bestatteten, so eile zu Baruch und bringe ihm meinen Segen und meine letzten Grüße. Und nun, mein Sohn, wiederhole nochmals den Eid, den du mir geschworen, mein Geheimniß Niemand zu verrathen; du würdest, wenn du redetest, dich und die Deinigen in endlose Gefahr stürzen und machen, daß mein Andenken verwünscht würde."

Jakob leistete den Eid und der Greis schloß ihn weinend in die Arme.

Vom nahen Kirchthurm tönten die Glocken, die den morgenden Festtag einläuteten. Der Alte wählte einen Seitenpfad, hieß den Enkel zurückbleiben und verschwand ihm aus dem Gesichte.

Es war wieder ein dunkler stürmischer Abend, als drei Männer, von denen der mittelste noch jung war, dem Walde zuschritten, und sich in dessen Tiefen verloren. Angelangt an dem Platze, den wir schon kennen, wurde die entseelte Hülle des Meisters Gottfried van Bryl von vermummten Gestalten in Empfang genommen und die Bestattung ging vor sich. Jakob stand in einiger Entfernung und schaute zu, andächtig die Hände gefaltet und mit Thränen im Blick. Als Alles geschehen war, verließen die Männer den Ort. Ein Stein mit einer hebräischen Inschrift bedeckte die Ruhestätte.

Der junge Ruisdael hielt seinen Eid; von ihm erfuhr Niemand die Vorgänge dieser Nacht und das Ende des Hauptes der Familie. Den

Unterricht, den ihn der weise Baruch ertheilen wollte, wies er zurück; er blieb Christ, doch nahm er nicht Theil an dem Verfolgungseifer seiner Verwandten. Das Vermögen, das ihm der Alte unter der Bedingung seines Uebertritts vermacht, kam zu gleichen Theilen an die Erben. Ein großes, wundersames Geschenk hatte ihm, wider Wissen und Willen, der Alte durch seinen Tod vermacht: er hatte ihn zum Maler geschaffen. Nach Hause gekommen, wußte der junge Mann jene Eindrücke, die ihm im Walde geworden, in einem Bilde zusammenzufassen. Es gelang ihm über Erwarten. Die geheimnißvolle Sprache, die die Natur zu den Eingeweihten spricht, war seinem Ohr schon längst verständlich; sie wurde es jetzt seinem Auge, und die Hand gewann die Geschicklichkeit, dieses Verständniß auszusprechen. So hatte ein großer Moment für sein ganzes Leben entschieden. Die erste, noch schülerhafte Skizze führte er viele Jahre später, als sein Name schon mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt wurde, in großem Stile und mit der genialsten Kraft

seines Pinsels aus. Es ist eines der schönsten Bilder, welches die Dresdener Galerie von ihm besitzt. Wir sehen im Dunkel des Waldes die halbverfallenen Grabmonumente und Leichensteine schimmern, von denen eines hebräische Inschriften trägt: es ist das Grab jenes Mannes, dessen Schicksale und Ende wir soeben geschildert. Dieses Andenken dem Greise zu stiften, konnte sich der Künstler nicht versagen. Doch wie gesagt, nur er wußte um das Geheimniß dieses Grabes.

Der Beschauer dieses herrlichen Bildes fühlt, wenn ihm poetische Begabung innewohnt, die düstern Räthsel der versteckten Grabeswelt ihren kühlen Hauch ihm entgegensenden. Er hört die Bäume rauschen, die ihre Gipfel vereinigen über den irdischen Resten Derer, die das Geschick hier in geheimnißvolles Dunkel versinken ließ. Wer ruht unter jenem Sarkophage, zu dem die drei Stufen von schwarzem Marmor hinaufführen? Wir wissen es nicht. Vielleicht ebenfalls ein Verfolgter, ein Verbannter, dem heimlich Liebe und Verehrung dieses kostbare An-

denken stiftete. Und dann die übrigen Steine, die tief in den Boden schon eingesunken! Welche Gebilde verschwanden hier in die Schatten? Welche Schauer wehen über diesem Gottesacker im Walde! Wer nur eine Stunde an diesem Bache sitzen dürfte um seinem Rauschen zuzuhören, um seine klaren Wellen in Hast über das Steingeröll hingleiten zu sehen! Und dann die Stille! Die wahrhaft göttliche Stille dieses Ortes! Hier kann die Seele ihre ewigen Offenbarungen schöpfen, und wie der Durstige aus der Quelle, so kann sie aus der Fülle der Gottesstille Muth für die Kämpfe eines ganzen Lebens trinken. Dank dem Künstler, der uns dieses Bild dichtete! Noch Tausende werden nach uns vor dieser Schöpfung stehen, und in ihre aufmerksamen Seelen werden Gebilde des geheimnißvollen Jenseit ziehen, das hinter diesen Grabsteinen sich verbirgt. Wie Vielen, die da noch kommen werden, werden diese Bäume rauschen, dieses alte Gemäuer, im blassen Schein des Mondes, wird ihnen Schauer einflößen, und der Waldbach wird ihnen Träume bringen,

ebenso tief, klar und erfrischend wie seine nächtlichen Wellen.

Ewige, heilige Schöpfungskraft, du, die du dich in die schwache Hand des Menschen legst und durch sie himmlische Gebilde in die Nacht unserer trüben Erdenwelt sendest — welch ein Lob wäre dir zu bringen, völlig würdig deiner Größe und Güte. Welch ein Segen wäre reich genug deinen Segen zu vergelten, der niederträufelt auf jeglich Herz, das empfängliche Pulse schlägt! Wenn die Mühen des Lebens, des staubigen, trockenen, angstdurchtönten Lebens uns welk hinwerfen auf unser Lager, dann geschieht es wol, daß ein einst mit Inbrunst angeschautes Bild wieder wie Mondschein in unserer Erinnerung auftaucht, und fernab fliehen alsdann die bittern Leiden.

So wirkt die Kunst! Beugt vor ihr eure Knie! Sie ist die Trösterin des Müden, die Verschönerin des ganzen Lebens. Ach, wer möchte ohne sie — in der Hütte wie im Palaste — wohnen! Sie ist's, die Licht in beide bringt.

Jakob Ruisdael wurde nicht alt; er starb 1681 im Alter von 41 Jahren. Eine Fülle reicher Schöpfungen bezeichnet den Gang dieser Jahre; aber nicht alle tragen, wie das Bild, dessen Geschichte wir erzählt, den Stempel des Genies in dem hohen Grade an sich, weil nicht alle sich an ein bedeutsames inneres Erlebniß anschließen. Viele Bilder malte er für die reichen Sammler und Liebhaber, und sie zeigen in schöner Ausführung nichts als einfache Gegenden, denen der Zauber innewohnt, den ein naturverstehendes und naturliebendes Künstlerauge auch über den unscheinbarsten Gegenstand hinzugießen vermag.

Die Dresdener Galerie besitzt einige sehr werthvolle Landschaften von ihm.

Er heirathete nicht, um seinem alternden Vater um so unbeschränkter Sorge und Pflege angedeihen zu lassen. Je weniger ihn Familienbande fesselten, um so fester war das Band geschlungen, das edle Freundschaft und Genossenschaft in der Kunst um den Strebsamen knüpften. Doch war diese Freundschaft nicht ganz ohne

Interesse was die Zwecke unsers Künstlers betraf. Er fühlte sich nicht sicher, wenn seine Hand das Feld der Landschaftsmalerei verließ, und das der menschlichen oder Thiergestalt betrat. In diesem Falle nahm er die Hülfe seiner Freunde in Anspruch. Wouverman, Ostade und van der Velde werden als Diejenigen genannt, die ihren Pinsel dem trefflichen Landschafts- und Naturdichter liehen, um seine Schöpfungen mit der passenden Staffage zu beleben. Es waren immer nur wenige Gestalten und Gruppen, und sie waren sehr einfach erfunden, sehr naiv zusammengestellt; so wollte es der Genius der Poesie Ruisdael's. Eine lebhaft decorirte Scene hätte ihn in seiner innigen Naturauffassung beeinträchtigt und verwirrt. Wouverman wußte dies, und wenn er daran ging, seines Freundes Landschaften zu beleben, so nahm er aus der Fülle seiner Gestalten nur die heraus, welche am wenigsten befähigt waren, die Augen des Beschauers auf sich zu ziehen. Eine seltene freundschaftliche Discretion, eine zarte Enthaltsamkeit, dem Freunde zu Diensten! Dagegen

gab Ruisdael wieder einige seiner schönsten Vorgründe, seine duftigsten Fernen den Freunden, wenn sie ihre Bilder landschaftlich verklären wollten. Mit dem Maler Nikolaus Berghem schloß Ruisdael eine dauernde Freundschaft fürs ganze Leben. Die beiden Genossen sah man stets beisammen; sie machten Reisen miteinander, ja es wird sogar behauptet, daß Berghem seinen Freund zu einer Reise über die Alpen verleitete; allein über diese großartige Wanderschaft fehlen beglaubigende Nachrichten. Doch ist es gewiß, daß er Antwerpen und dann auch Amsterdam zu einem längern Aufenthalte nutzte, und daß er daselbst für seine Bilder einen sehr einträglichen Markt fand. In Harlem starb er. Von der Familie van Bryl fehlen weitere Nachrichten; gewiß ist, daß der Künstler keinen Grund hatte, seinen rühmlich sich erworbenen Namen mit jenem der ihm fremd gewordenen Sippschaft zu vertauschen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



